

Berliner Volks-Tribüne.

Social-Politisches Wochenblatt.

Die „Berliner Volks-Tribüne“ erscheint jeden Sonnabend früh. — Abonnements-Preis für Berlin monatlich 50 Pfg. pränumerando (frei ins Haus). — Einzelne Nummer 15 Pfg. Durch jede Post-Anstalt des Deutschen Reiches zu beziehen. (Preis vierteljährlich 1 M. 50 Pfg.; eingetragen unter Nr. 867 der Zeitungspreiskliste für das Jahr 1889.)

Redaktion und Expedition:
S. O. (26). Oranien-Str. 23.

Inserate werden die 4spaltige Petit-Zeile oder deren Raum mit 20 Pfg. berechnet. — Vereins-Anzeigen: 15 Pfg. Arbeitsmarkt: 10 Pfg. — Inseraten-Annahme in der Expedition: Oranien-Str. 23.

Ausgabe für Expeditionen:
„Merkur“ Zimmer-Str. 54.

Nr. 7.

Sonnabend, den 16. Februar 1889.

III. Jahrgang.

Aus einer verschollenen Schrift. — Der Kontinent in Waffen. — Der Kapitalismus und der Export. — Aus Frankreich. — Die Arbeiterkrawalle in Rom. — Bourgeoisie, Sozialismus und Kunst.

Novelle. — Zur Geschichte des deutschen Bauernkrieges. — Anmerkungen zum Vereinsrecht. — Schnitzel.

Politische Nachrichten. — Gewerkschaftliches. — Vereine und Versammlungen.

Berliner Arbeiterbibliothek.

Welchem dringenden Bedürfnis der deutschen Arbeiterschaft wir mit unserer „Bibliothek“ entgegengekommen sind, zeigt die Thatsache, daß heute bereits

Heft 1: Ein sozialistischer Roman. Nach dem amerikanischen des Edward Bellamy

vollständig vergriffen

ist. Wir denken jedoch recht bald eine zweite Auflage erscheinen zu lassen und bitten schon jetzt um Bestellungen.

Um jede Störung im Betrieb zu vermeiden, gelangt — mit einer geringen Abänderung des ursprünglichen Planes — am heutigen Tage zur Ausgabe:

Heft 2: Die Gewerkschaften, ihr Nutzen und ihre Bedeutung für die Arbeiterbewegung.

soeben erschienen

32 Seiten. Preis 15 Pf.

Recht zahlreichen Aufträgen entgegensehend

Der Verlag der „Berliner Volks-Tribüne.“
Berlin S. O., Oranienstr. 23.

Aus einer verschollenen Schrift.

(1843 anonym in Hamburg bei Hoffmann u. Campe erschienen).

Wer nicht befißt, der wird besessen! lautet der Nachspruch des Geschickes, kraft dessen ungeachtet aller großmächtigen Gesetze und Traktate in allen Reichen der Erde Sklaverei herrscht; und die Furien, die den größten Theil der Menschheit Nacht mit bösen Träumen ängstigen, Tags mit dornigten Ruthen geißeln, die Vampire, die das Herzblut der Völker saugen, die Folterknechte, die nicht den Leib, sondern die Seele und das Herz schrauben und brennen und zerreden, sind die Nahrungsvorgen.

Es ist fürwahr der schmerzlichste Beweis von der an Wichtigkeit grenzenden Unvollkommenheit des menschlichen Treibens, daß die kleinen himmelslichten Glanzpünktchen unserer Entwicklung eine so ungeheure höllenschwarze Schattenseite haben, daß unmittelbar neben, ja häufig sogar vor den weltbeherrschenden und himmelstürmenden Ideen der thierische Hunger die Hauptrolle in menschlichen Dingen spielt. Ein großer, wenn nicht der größte Theil der Weisheit Aller, welche die Menschheit leiten oder treiben, besteht von Alters her darin, den Hunger zugleich als Sporn und Jügel zu gebrauchen und nicht zu vergessen, daß der Magen der Menschen zum zahmsten Knechte, aber auch zum reißenden Thiere macht. Oft schon ist der Hunger hochtragisch über die Bühne der Weltgeschichte geschritten; in unsern Tagen bereitet er sich wieder darauf vor . . .

Schon wächst in den deutschen Städten von Jahr zu Jahr die Menge jener besitzlosen Hilfsarbeiter, die durch Nichts an die Interessen des Staates geknüpft sind, als durch ihren täglichen Hunger und Durst, die man von Kindheit an bei verdummender Arbeit an Geist und Gemüth verwildern läßt, von denen der Staat um so weniger Pflichtgefühl fordern kann, je weniger Rechte er ihnen verleiht, die daher den eigentlich untersten Stand . . . bilden.

Allein nicht nur das beweinenwerthe Schicksal dieser zu untergeordneten Maschinenbestandtheilen gemachten Fabrikarbeiter, nein, der hilflose Zustand der Armen überhaupt ist es, was alle Staaten der Gegenwart schändet und gefährdet; und daß gerade in den sogenannten großmächtigen, ja sogar in den väterlich und mütterlich regierten Staaten eine so große Menge von Kindern! ohne eigene Schuld, ja geradezu von Staatswegen hungern oder wenigstens ein sorgenvolles und freudenleeres Dasein hinschleppen muß, ist eine himmelschreiende Sünde, deren Strafe endlich kommen und um so empfindlicher sein wird, je langmüthiger die Vorsehung mit ihr gezögert hat . . .

Man gründet Vereine gegen Thierquälerei, und ich preise sie; aber leben nicht überall neben uns noch Menschen, denen es zehnmal schlechter geht, die zehnmal schlechter behandelt werden als die Thiere? Ich höre die scheinheilig vernünftelnde Entschuldigung: „Das Thier, das uns dient, kann nicht selbst für sich sorgen; aber der Mensch kann es; er ist frei und soll sich sein Glück suchen oder schmieden.“ — O ihr philosophischen Gleisner! ich will euch den wahren Grund eurer Thierfreundlichkeit sagen: eure Ochsen und Pferde müßtet ihr kaufen; die menschlichen Lastthiere aber erbschaftet euch der liebe Herrgott umsonst, darum ernährt ihr sie nothdürftig nur eben so lange, als ihr sie unentgeltlich braucht, und überläßt sie übrigens ihrem Schicksal.

Es ist leicht begreiflich, daß dieser Vorwurf weniger den einzelnen Wohlhabenden und Reichen treffen soll, als vielmehr die ganze Gesellschaft den Staat. Sein Dasein ist, bedingt und bedingend, die Ursache einer Gütervertheilung, die so ungleich ist, daß für Hunderttausende nichts übrig bleibt als ein getrübler und verpesteter Antheil an Luft und Licht . . .

Warum erstreckt sich der menschenfreundliche Eifer gegen Sklaverei bis nach Afrika und Amerika hinüber, da es doch in ganz Europa . . . von Sklaven wimmelt? Oder sind die Millionen niedrig dienender, zu geistiger Dumpfheit verdammt, mit Roth ringender und der Willkür süßiger Brotherrn preisgegebener Arbeiter faktisch etwas anderes als Sklaven? Hier, ihr Nationalökonom, hier, ihr Regenten und Regentinnen, hier sind Räthsel für eure Weisheit, hier tausend Gelegenheiten, eure landesväterliche und landesmütterliche Gesinnung zu beweisen. Die bürgerliche Gesellschaft braucht eine Menge von Dienern der mannigfaltigsten Art von hohen geistigen bis hinab zu den gemeinsten leiblichen. Die bürgerliche Gesellschaft ist verpflichtet, für diese Diener zu sorgen, und zwar nicht nur für die angestellten, sondern für alle. Für die angestellten Staatsdiener ist hinlänglich, für die hohen darunter sogar überschwänglich geforgt; die unzähligen, besitzlosen, um Taglohn dienenden Arbeiter dagegen sind ihrem Schicksal überlassen, sind mit ihrem Wohl und Weh dem Zufall preisgegeben, ob sie Arbeit finden oder nicht, ob sie gut oder schlecht bezahlt werden, ob die Lebensmittel eben theuer oder wohlfeil sind. Und doch sind diese Arbeiter im eigentlichen Sinne Diener der Gesellschaft und das Dasein und Blühen des Staates ist durch ihre Thätigkeit mindestens ebenso wesentlich bedingt, als durch die der Minister . . . Eben so gewiß aber ist es, daß der traurige Zustand der achtbarsten Volksklassen nicht durch Armentaxen und Armeninstitute, noch weniger durch Armenbälle, Konzerte und Lotterien, am allerwenigsten aber dadurch verbessert wird, daß ihr überall unter strenger Ahndung — das Betteln verbietet . . .

Mit der Freiheit haben die modernen Staaten ihren untersten Dienern kein Geschenk gemacht, denn sie gehört ihnen von Gottes und Rechts wegen; wollen wir die alten Heiden wahrhaft überreffen, so müssen wir gegen unsere armen Arbeiter, nicht etwa wohlthätig, nein, gerecht und dankbar sein und auf Mittel denken, daß ihnen, die unfertwegen so Vieles entbehren müssen, nicht in unglücklichen Zeitläuften geradezu Alles fehle.

Nun ja, man hat auf Mittel gedacht, man hat die Noth des Böbels gnädig erwohnen und die christlich-weise Entdeckung gemacht, die Ursache des Uebels sei die Unmäßigkeit des Böbels. Es ist himmelschreiend. Wir,

die wir in beständiger Hoffart, Trägheit, Geilheit und Böllerei schwelgen, wir wagen es, vor den Armen hinzutreten und zu predigen: „Nacht keine Mode mit; raucht und schnupst nicht; trinkt bloß Wasser; seht Euch auch für Eure Freistunden um einen Nebenverdienst um, heirathet nicht oder erzeugt wenigstens keine Kinder, oder nur eins, höchstens zwei!“ — Die Armen sollen Stoiker, sollen Heilige sein, damit wir desto gierigere Epikuräer*) sein . . . können!

Es gehört unter die vielen Todsünden der Gesetzgeber, daß sie den Volksklassen, welche die ganze Woche bei mühseliger, oft ungesunder Arbeit zubringen, die freie öffentliche Freude des Sonntags verbieten. Wer sechs Tage hindurch von Vergnügen zu Vergnügen taumelt, der mag am siebenten in sich gehen und Buße thun; wer aber sechs Tage arbeitet, der soll und muß einen Tag der Erheiterung haben . . .

Gerade in den untersten Ständen wird Recht und Unrecht am lebhaftesten empfunden, und wenn heute das Urtheil der Vernichtung über die lasterhaften Großstädte gesprochen würde, so wären eben nur unter den ärmsten Ständen die Gerechten zu finden, um derentwillen wir Schonung ersuchen dürften. Und für den Armen, vom Schicksal Mißhandelten, ist die Tugend ein Verdienst; für das gehäufelte Schicksal des Glückes ist sie nur Pflicht und Schuldigkeit. Das wenigste also, was die untersten Stände fordern können und was sie auch wirklich mit . . . Grollen fordern, ist, daß sie nicht von denen hochmüthig verachtet werden, für die sie die schwersten Lasten des Lebens tragen. Man höre um des eigenen Wohles willen bei Zeiten auf, durch kränkende Geringschätzung den Groll zu nähren; man höre auf, mit verächtlichem Ekel von den „Hefen des Volkes“ zu reden; man hüte sich, dieses Gleichniß zu gebrauchen, denn wenn die untern Stände die Hefen des Volkes sind, so müßten die obern der Abschäum sein.

Der europäische Kontinent in Waffen.

„The Armed Continent“ — unter diesem Titel brachten kürzlich die „Daily News“, das leitende Organ der Gladstone'schen Liberalen, einen Artikel, von welchem das Blatt versichert, daß er von einem „sehr sorgfältigen und wohlunterrichteten“ Mitarbeiter herrühre und auf der neuesten Statistik der ungeheuerlichen Bewaffnungen beruhe, wie sie von „zivilsirten und christlichen Mächten“ aufrecht erhalten werden.

„Es ist eine alte Geschichte“, meinen die „Daily News“, „die Moral davon muß darum schlechterdings eine abgedroschene sein“. Zweifellos eine ängstliche Schlussfolgerung; denn es giebt Dinge, die man nicht oft genug wiederholen kann und die doch nie Gefahr laufen, abgedroschen zu erscheinen. Und zu diesen Dingen gehört auch der krankhaft wachsende Militarismus.

Die Armeen der kontinentalen Mächte — so beginnt der Mitarbeiter der „Daily News“ — haben während der verfloffenen achtzehn Jahre, ein Zeitraum, welcher im Ganzen genommen ein friedlicher war, Umsänge angenommen, wie sie zu irgend einer Zeit in der vorausgegangenen Geschichte der Welt nie erträumt worden sind. Das Wachstum in ihrer Stärke und natürlich auch in ihren Kosten ist seit den Tagen des deutsch-französischen Krieges ein beständiges und fortdauerndes gewesen. Es ist jetzt keine Uebertreibung mehr, von Europa als von einem befestigten Lager zu reden.

Die nachfolgende Tabelle, welche auf den letzten amtlichen Schriftstücken und Erklärungen beruht, zeigt in der „Kriegsstärke“ überschriebenen Kolonne die annähernde Zahl der im Falle eines im Jahre 1889 ausbrechenden Krieges zu Angriffszwecken verfügbaren Männer; die „Zweite Reserve“ überschriebene Kolonne enthält die annähernde Zahl der Männer, welche im Kriegsfall der Fahne zu folgen haben, aber daheim bleiben, bis ihre Dienste in der Front gefordert werden; die dritte „Letzte

*) Genusmenschen.

Reserve" betiteltete Kolonne bringt die Zahlen derjenigen, welche nur zu Verteidigungszwecken bei einem feindlichen Einfall verwendet werden sollen. Alle in den beiden ersten Kolonnen aufgeführten Leute sind gedrückte Soldaten, welche bei der Fahne gebieten haben. Doch auch viele, nur nicht alle, der in der letzten Kolonne zusammengefaßten Männer sind Veteranen, das will sagen alte Soldaten.

	Kriegs- stärke.	Zweite Reserve.	Dritte Reserve.
Deutschland . . .	2 520 000	1 520 000	1 860 000
Frankreich . . .	2 440 000	1 570 000	1 700 000
Rußland . . .	2 495 000	1 980 000	2 200 000
Italien . . .	1 010 000	1 320 000	1 200 000
Oesterreich . . .	1 145 000	1 470 000	1 700 000
Türkei . . .	620 000	310 000	340 000
Balkanstaaten . .	250 000	165 000	195 000
	10 480 000	8 335 000	9 195 000

Wir haben da eine der Bevölkerung eines Staates erster Klasse entsprechende Menschenmasse, welche in jedem Augenblick in's Feld geworfen werden kann. Ueber achtundzwanzig Millionen Europäer, alle in der Blüthe der Manneskraft, sind gehalten, in dem nächsten Kriege ihr Leben auf's Spiel zu setzen! Mehr als zwei Drittel von ihnen liegen gegenwärtig bürgerlichen Geschäften ob; aber der Krieg würde sie alle aus ihrer Schreibstube, vom Felde weg und aus der Werkstatt treiben, und dann würde auf Grund einer Kündigung von wenigen Stunden der Handel, die Industrie und die Landwirtschaft halb Europas durch die Entziehung all' der besten und thätigsten Arbeiter vollständig gelähmt werden können.

Die gegenwärtige Bevölkerung des deutschen Reiches beträgt 47 Millionen. Davon sind 24 Millionen weiblichen Geschlechts, und gegen 14 Millionen der männlichen Bevölkerung haben wegen ihrer Kindheit, oder ihres hohen Alters, oder ihrer geistigen und körperlichen Schwäche, oder ihrer Gebrechen für die Produktion keinen praktischen Werth. Es bleiben im Reiche somit gegen 9 Millionen arbeitsfähige Männer. Mehr als ein Viertel von diesen würde im Augenblick der Kriegserklärung alle bürgerlichen Bande zu lösen und die Uniform anzuziehen haben. Mehr als die Hälfte würde der Fahne zu folgen haben, wenn irgend eine in Betracht kommende feindliche Truppenmacht deutsches Gebiet betreten würde.

Und das was für Deutschland gilt, gilt mit Ausnahme Rußlands für alle in der Tabelle aufgeführten Länder. Die Hälfte der arbeitsfähigen (able-bodied) Männer Deutschlands, Frankreichs, Italiens, Oesterreich-Ungarns, der Türkei und der Balkanstaaten werden in diesem Augenblicke in Bereitschaft gehalten, die Waffen zu ergreifen. Es ist deshalb in der That keine Uebertreibung, von Europa als von einem besetzten Lager zu sprechen, obwohl in den in Betracht kommenden Ländern zur Zeit thatsächlich nicht mehr als 2 800 000 Mann bei der Fahne sind.

Die jährlichen Kosten für die erwähnten Armeen belaufen sich auf 120,000,000 Pfund Sterling, d. h. 2400 Millionen Mark.

Der Umfang und die Bedeutung ihres Wachstums mag an der Thatsache ersehen werden, daß im Jahre 1872 die volle Kriegsstärke (nach Maßgabe der in der ersten Kolonne der obigen Tabelle gegebenen) der verschiedenen Länder war: Deutschland 1,205,000, Frankreich 1,200,000, Rußland 1,300,000, Italien 750,000, Oesterreich-Ungarn 822,000, Türkei 700,000, die Balkanstaaten 165,000 Mann, oder zusammen nur (!) **6,142,000 Mann** gegen **jetzt 10,480,000 Mann**. Gerade im Jahre 1872 sah man aber die Kriegsrüstungen der Centralmächte allgemein als „aufgebläht“ (bloated) an. Seitdem — es sind nur siebenzehn Jahre — haben die Vorbereitungen zu dem großen Kriege, der noch kommen soll, den Mächten Summen von über 1,500,000,000 Pfd. Sterl. (= 30,000,000,000 Mark) gekostet.

Zu dem oben gesperrt gedruckten Satze, daß „über acht und zwanzig Millionen Europäer, alle in der Blüthe der Manneskraft, gehalten sind, in dem nächsten großen Kriege ihr Leben auf's Spiel zu setzen“, bemerken die „Daily News“: „Würden sie das aber auch thun? Das ist eine Frage, welche sicherlich zuweilen die Gehirne der Staatsmänner aufsucht, die da glauben die Schüre des ungeheuren und mörderischen Apparates zu ziehen. Man sagt, daß Nationen, gleich Individuen, toll werden können. Warum denn sollten Nationen nicht auch plötzlich gefunden (become sane) und erklären, daß sie nicht länger für die Ränke ihrer Herrscher leben wollen, sondern einzig noch für ihre eigenen Lieben und Herde, die dann nicht mehr in Gefahr kommen würden?“

Wie lange noch?

Für die Enthusiasten des Exports liegt eine betrübende Nachricht vor, die allerdings uns durchaus nicht unerwartet kommt.

Diese Menschenpezies sieht bekanntlich das Heil darin, daß der „Uberschuß“ der Produkte eines industriellen Landes in alle Weltgegenden verschleppt wird, wogegen man Erzeugnisse eintauschen soll, die hauptsächlich für die Bedürfnisse der „oberen Zehntausend“ berechnet sind.

Vom Standpunkt der kapitalistischen Gesellschaft haben sie darin auch — zum Theil wenigstens — Recht. In diesem Verfahren liegt thatsächlich ein Auskunftsmitel, um den Zusammenbruch ihres Systems wenigstens hinauszuschieben. Daher auch die allseitigen Bestrebungen in der neueren Zeit, fremde Länder aufzuschließen und in

den Kreis der Waarenzirkulation zu ziehen. Daher alle diese Kolonialgeschichten und Annektionen, daher alle die Kriege gegen die Osiatischen, Afrikaner und Samoaner, jene ungezählten Millionen, deren Kundenschaft so sehnlich erstrebt und so heiß umworben wird. Daher die Eifersüchtigkeiten der verschiedenen Regierungen gegen einander, welche als Agenten der exportbedürftigen Händler und Fabrikanten wirken.

Die Sache hat aber einen ganz bedenklichen Haken. Die barbarischen und halbbarbarischen Völkerschaften sind sehr schlechte Konsumenten. Die mehr oder minder zivilisirten dagegen lernen von den Weißen und werden über kurz oder lang von Kunden zu Konkurrenten derselben.

Das wird unter anderem sehr anschaulich dargestellt in einem Artikel der „Osiatischen Lloyd“, welcher den Schwärmern für den Export gerade da die Hoffnung benimmt, wo sie am begründetsten zu sein schienen. Dreihundert Millionen Chinesen — das wäre eine Kundenschaft, an der sich die Fabrikanten in Europa und Amerika erlaben könnten! Aber da sagt der „Lloyd“:

China imitiert (macht nach) mit erschreckender Leichtigkeit und Energie diejenigen Fabrikate, deren Herstellung wir gewohnt sind als Monopol der modernen Kulturstaaten zu betrachten. So geht es in allen Zweigen der Industrie, so auch im Meer- und Marinewesen. Im Innern des Reichs wurden große und durchaus nicht erfolglose Versuche gemacht zur Herstellung inländischer Tuche; Baumwollspinnereien sind angelegt worden, die Herstellung von Metallwaaren hat eine von der fremdländischen Konkurrenz nicht mehr zu unterschätzende Bedeutung erlangt. Die Zeit ist nicht mehr allzu weit entfernt, wo der Haupthandel zwischen China und dem Auslande sich auf den Austausch von Rohprodukten beschränken wird.

Aus Marini zeigt sich aber der Fortschritt Chinas, dies tief im ganzen Volke eingewurzelte Bestreben der Unabhängigkeit von den Fremden auf dem Gebiete des Wehrwesens. China baut heute den Haupttheil seiner Flotten im eigenen Lande, auf eigenen Werften, unbekümmert um die Thatsache, daß das Ausland für dieselben Gelder weit Besseres zu leisten im Stande ist. In richtiger volkswirtschaftlicher Erkenntnis zieht die Regierung es vor, das Geld im Lande zu behalten, gleichviel ob das Ausland billiger liefert. Nur wenige Klassen von Fahrzeugen sind es noch, welche China herzustellen nicht im Stande ist, und wegen deren es demnach sich ans Ausland wendet.

Ein Beweis dessen, wessen wir uns bei den bevorstehenden Eisenbahnbauten zu versehen haben werden, giebt allein schon das Telegraphenwesen in China. Kontraktlich war den Dänen der Bau aller Linien in China schon vor vielen Jahren zugesichert worden, dänische Ingenieure haben denn auch alle Linien, die sich von der ostibirischen Grenze bis Birma und Tonking ausdehnen, erbaut; aber wie gering ist dieses europäische Personal der ganzen chinesischen Staats Telegraphen. Kaum mehr als zwei Duzend Dänen sind im chinesischen Telegraphendienst beschäftigt gewesen. Der ganze innere Dienst wird ausschließlich von Chinesen geleitet. Das Material wird zwar augenblicklich noch aus Europa verschrieben, aber von dem Augenblick an, wo sich China zu einer ausgedehnten Eisenbahnpolitik entschließt, wird schwerlich mit der Errichtung von Stahl- und Eisenwerken zur Herstellung von Schienen und Lokomotiven und des ganzen rollenden Materials gezögert werden.

Ob auch die Verfertigung des Rohmaterials ausschließlich dem Auslande verbleiben wird, ist fraglich. Das Bestreben der Regierung, die inländischen Bergwerke zu entwickeln, gewinnt angesichts der bevorstehenden Bahnbauten eine ganz besondere Bedeutung.

So weit der „Osiatische Lloyd“, der eher zu wenig als zu viel zu Gunsten Chinas sagte. So ist es z. B. kaum noch eine Frage, ob auf die Dauer das Ausland das Rohmaterial für den chinesischen Eisenbahnbau liefern wird. Das wird sehr bald nicht mehr geschehen. China besitzt nicht nur eine ungemein dichte, in ihren Ansprüchen sehr bescheidene und in Bezug auf technische Fähigkeiten außerordentlich intelligente Bevölkerung, es besitzt auch alle für den Eisenbahnbau und eine großartige Massenindustrie benötigten Rohmaterialien. Es besitzt mit die größten Steinkohlenlager der Welt und fast noch unangebaut, ferner Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Quecksilber, Zinnob, Pflanzenfasern (Baumwolle u. s. w.) im Ueberfluß, Nuß- und Arzneipflanzen in Menge und die feinsten Thonerden.

Kommen die Chinesen erst zur richtigen Erkenntnis, wie sie ihre enormen Reichthümer an Naturprodukten aller Art technisch und industriell am besten verwerten können, dann wird China nicht nur in der Hauptsache seinen Bedarf an allen möglichen Industrieprodukten selbst decken, es wird zur Massenexporteur derselben schreiten und diese zu Preisen auf den Markt werfen, daß den abendländischen Industriellen die Augen übergehen werden.

China, das bisher seine Ueberzahligen nach den Vereinigten Staaten sandte, von wo man ihre gefährliche Konkurrenz durch die Chinesenbill fern zu halten sucht, China, dessen Sohne zu Millionen in Border- und Hinterindien, auf den Inselgruppen des indischen und des großen Ozeans, an den ostafrikanischen Küsten und überall sonst jährlich Einzug halten und als die fleißigsten, aber auch als die bedürfnislosesten Arbeiter der Welt gelten, dieses China wird dann statt seiner Kinder seine Waaren senden und damit die ganze Welt überschwemmen.

China, durch das Abendland in die moderne Produktions- und Verkehrsweise hingerissen und von dem Abendland als neues, unermessliches Absatzgebiet in Aussicht genommen, wird den Spieß umdrehen und würde einen neuen geradezu vernichtenden Keil in das bestehende Gesellschaftsgebäude treiben, wenn letzteres nicht schon aus sich selbst heraus bis dahin von Grund aus umgestaltet worden ist.

Die Großindustrielländer der Welt suchen wie hungrige Löwen nach Nahrung, nach neuen Absatzgebieten für ihre überflüssigen Produkte und durchstreifen alle Winkel der Welt. In Afrika reisen sie sich mit den Arabern um die klägliche Beute, in China lauern sie wie der Fuchs vor dem Hühnerstall auf den Moment, wo sie eindringen können. Das eine wird sie nicht retten und das andere wird sie verderben.

Gegen die Auflösung einer in sich selbst unhaltbar gewordenen Gesellschaftsformation ist eben so wenig wie gegen den Tod ein Kraut gewachsen.

Aus Frankreich.

Wie sehr man auf allen Seiten heute schon den Einfluß der Arbeitermassen fürchtet, das beweist das Aufsehen, welches das jüngste Vorgehen der vereinigten Sozialisten erregt hat.

Und dieses Aufsehen ist gerechtfertigt, denn allem Anschein nach ist jetzt die sozialistische Agitation in eine ganz neue Phase getreten, sie ist einheitlich und planvoll geworden, wo sie vor dem an Zersplitterung litt.

Am 10. Februar haben sich — in Paris wie in der Provinz — auf Anregung der Arbeiterkongresse von Bordeaux und Troyes die Gewerkschaften und sozialistischen Vereine an die Behörden mit folgenden übereinstimmenden Forderungen gewendet: Beschränkung der Arbeitszeit auf acht Stunden und Festsetzung eines Minimallohnes.

Am 24. Februar wollen sich die Beauftragten ihre Antwort holen und wahrscheinlich werden sie durch Demonstrationen der Massen unterstützt werden.

Lafargue schlägt vor, vor die Regierung — die sich ja immer als die Vertreterin aller Schichten rühmt — mit folgender Begründung zu treten: „Meine Herren von der Regierung, wir wissen, mit welchem Entgegenkommen Sie die Kapitalisten empfangen, welche sich über die schlechten Zeiten beklagen. Als die Großgrundbesitzer über das billige Getreide jammerten, haben Sie ihnen die Lebensmittelsölle gegeben, um die Verkaufspreise ihrer Waare und die Grundrente zu erhöhen. Als die überreichen Eisenbahngesellschaften Peter schrien, haben Sie ihnen zu Duzenden von Millionen Subventionen und Zinsgarantien bewilligt. Die Arbeiter glauben, daß sie jetzt daran sind, etwas zu verlangen und natürlich auch zu bekommen. Sind sie doch die Schöpfer aller gesellschaftlichen Werthe; sie erzeugen die Einnahmen des Staates wie die Renten des müßigen Besitzes; Jahre ihres Lebens, ja ihr Blut opfern sie, um die Reichthümer und die Landstreden zu schützen, von denen sie nicht einen Heller und einen Zollbreit jetzt ihr eigen nennen. Sie verlangen jetzt nur das, was den Grundherren, den Eisen- und Baumwollfürsten längst bewilligt wurde: Schutz für ihre Waaren die Arbeitskraft; sie wollen, daß nicht länger für eine übermenschliche Arbeit ein menschenunwürdiger Preis gezahlt werde.“ An dem Verhalten der Behörden sollen die Arbeiter dann sehen, daß der Staat in der That nur zum Schutze des Besitzes und gegen die Arbeit da ist.

Das ganze Vorgehen ist natürlich rein agitatorisch gedacht und wird hoffentlich viel dazu beitragen, die Arbeiter Frankreichs aufzurütteln und an ein gemeinsames, einheitliches Handeln zu gewöhnen.

Die Arbeiterkrawalle in Rom.

Wir haben kürzlich eine Reihe von Artikeln über die Nothlage des italienischen Proletariats veröffentlicht. Daß auch die Krawalle in Rom, die zu blutigen Zusammenstößen mit den Truppen führten, der Verzweiflung des Clends entzungen sind, wird durch eine ganze Reihe italienischer Blätter bestätigt.

Das liberale römische Organ „Don Chisciote“ vom 5. Februar schreibt z. B.:

Die öffentlichen Arbeiten der Hauptstadt werden nicht bloß aus ökonomischen Rücksichten gefordert, um verderbliche Unruhen zu verhüten, sondern auch aus hoher nationaler Politik. Die Italienisierung Roms wird nicht dadurch allein erreicht, daß man unter politischer Führung brave junge Leute auf die Via Gregoriana schickt, damit sie dort unter den Fenstern Crispi's rufen „Nieder mit dem Papste!“, man muß auch das ökonomische Problem der neuen Stadt lösen, welche sich in einer im Vergleich zu früher so traurigen Lage befindet.“

Der „Messagero“ vom 4. Februar sagt:

Das Elend in Rom ist wahrhaft schreiend. Wenn man die Arbeiterviertel durchwandert, sieht man nichts als Männer in der Blüthe der Jahre zu niedrigster Ruhe genöthigt, welche den Tag zubringen mit den Händen in der Tasche und der Pfeife im Munde, um durch den Rauch das Knurren ihres Magens zu ersticken. Nicht um Hunderte von Arbeitern handelt es sich, sondern um Tausende und Abertausende, von denen die Mehrzahl Familienväter sind. Männer, Frauen und Kinder haben dort vollständig die Stunde des Mittagmahls vergessen; sie essen, wann sie können, und wenn sie nichts haben, müssen sie sich nöthigen zu Bette legen. In der ersten Zeit der Krisis hatten sie ihre gewohnte Portion Wein und Fleisch eingestellt, dann mußte auch die Suppe aufgehoben werden, jetzt sind sie gänzlich auf Brot angewiesen. Die kleine Anzahl Arbeiter, welche noch Beschäftigung haben, wird von ihren Genossen, welche sie nicht haben, bestürmt, ihnen wenigstens einige Centesimi für Brot zu schenken. Die Geschäftsleute, welche früher kreditirten, können es nicht mehr; sie nehmen den Tag über kaum so viel ein, um die täglichen Ausgaben zu decken. Kurz: es ist wahrhaft tröstlos! Die Arme der Hungernden wächst von Tag zu Tage, und die kühnsten revolutionären Theorien, welche die Arbeiter früher mit Achselzucken betrachteten, werden jetzt zur praktischen Ausübung erzwungen. Wenn man nicht schnelle Hülfe schafft, wenn man nicht Tausende von Familien vor Verzweiflung rettet, werden die Dinge ein schlimmes, sehr schlimmes Ende nehmen.“

Ähnlich lauten die Berichte aus der Provinz, so aus Neapel, Sizilien, der Romagna, Parma und Sardinien.

Aus Parma berichtete z. B. die „Tribuna“ vom 19. Januar:

Drei- bis viertausend Arbeiter durchliefen die Straßen von Parma unter dem Rufe, daß sie hungern; ihnen voran wurden auf hoher Stange die Worte „Brot und Arbeit“ getragen. Die Polizei war gegen die Demonstranten zu schwach, man mußte Truppen anrufen.“

In Faenza wurden am 8. Januar von hungernden Massen die Bäckertäden erstürmt.

In Mailand kam es ebenfalls zu Arbeiterunruhen.

Die Arbeiter, deren Zahl auf 7000 geschätzt wurde, riefen: „Brot oder Zerstörung“.

In Ferrara nahmen 6000 Arbeiter eine so drohende Haltung an, daß die Deputirten von dort an den Minister des Innern um Hilfe telegraphirten.

Aus Apulien berichtet der dort erscheinende „Corriere della Puglie“ die gräßlichsten Szenen von der Hungersnoth der Arbeiter.

Ähnliche Meldungen kommen aus Sizilien und Sardinien. In Sizilien wurde die Zahl der hungerleidenden Arbeiter auf 5000 geschätzt, während es von den sardinischen Deputirten hieß, daß sie wegen der Unmöglichkeit, der in ihrer Heimath herrschenden Noth zu steuern, demissioniren wollten.

Die traurige wirtschaftliche Lage Italiens wird grell beleuchtet durch die Zunahme der Auswanderung. Die Zahl der Auswanderer belief sich 1875 auf 20 000, 1887 auf 180 000 und in den ersten 9 Monaten des verfloffenen Jahres bereits auf mehr als 200 000.

Man sieht: um die Massen in Italien in Sährung zu versetzen, bedarf es keiner „französischen Emissäre“, von denen einige übereifrige Freunde des Herrn Crispi in deutschen Blättern jafeln.

Bourgeoise, Sozialismus und Kunst.

B. W. Eine Monatschrift, „Die Gesellschaft“, die sich „naturalistisch“ nennt, brachte jüngst einen Aufsatz „Die Bourgeoisie und die Kunst“ von Conrad Alberti.

Wie die Sprache dieses Aufsatzes theils geistreich, witzig und anziehend, theils platt, geschmacklos und roh ist, so bietet auch der Inhalt neben manchem Treffenden gar manchen Unfinn.

Alberti sieht ein, daß die Bourgeoisie die Künste korrumpirt und ruinirt hat; aber anstatt den Schluß zu ziehen, daß nach dem Sturze der Bourgeoisie, also in einer sozialistischen Gesellschaft, die Kunst ihre herrlichsten Blüthen entfalten wird, meint Alberti, der Sozialismus werde das Kunstleben in wüstem Vandalismus zerstören, und erst eine dem Sozialismus nachfolgende Gesellschaft könne der Menschheit eine großartige Kunstentfaltung beschereuen. Einige der Gedanken, welche diese Grundidee ausführen, werden für unsere Leser von Interesse sein.

Da die Bourgeoisie das Kapital besitzt und die Künstler arme Leute zu sein pflegen, so muß die Kunst zur Bourgeoisie nach Brod gehen, sich in den Dienst dieser Gesellschaftsklasse begeben. Nun aber ist die Bourgeoisie des künstlerischen Geschmades baar; Kapitalvermehrung und wüster sinnlicher Genuß sind ihre Höhen. Somit überträgt sich die Ideallosigkeit, Geistlosigkeit, Geschmacklosigkeit von den Herren auf die Knechte, von der Bourgeoisie auf die Kunst.

Die Wahrheit dieser Sätze wird bestätigt durch die Kulturgeschichte Berlins.

Bis in unser Jahrhundert hinein war Berlin eine Stadt ohne hervorragenden Handel, ohne besondere industrielle Bedeutung. Mit einem Schlage aber vor zwei Jahrzehnten begannen sich große Kapitalien in der neuen Reichshauptstadt anzuhäufen.

Der auf Gewinn dressirte Kaufmann, der einseitig gebildete Industrielle, ja der Trödler, der vor kurzem sich noch in der Provinz Posen mit dem Bündel auf dem Rücken die Landstraße entlang geschoben hatte — sie heißen jetzt, dank einiger gelungener Spekulationen und des allgemeinen Produktionsaufschwunges, im eigenen, eleganten Hause inmitten einer Gesellschaft von Geldarbeitern. Progenium, Geldhoh, lächerlicher Luxus gaben nunmehr den Ton in der bürgerlichen Gesellschaft an. Von Kunst, von wahrem Lebensgenuß verstanden die innerlich rohen und brutalen Geldhoh so wenig wie die Kuh vom Sonntag. Doch um ihres Ansehens willen, des guten Tones halber, um nicht den ungebildeten Exportkömmling zu verrathen, mußten die Progen sich nun einigermaßen mit Theatern, Romanen, Gemälden und Musikstücken beschäftigen. Gelehrte und Diplomaten, Zeitungsschreiber und Künstler drängten sich in den Kapitalistenfalsons, beteten das Geld an, das Alleinglückmachende, die Krone der Welt, das Maß aller Dinge, und umschmeichelten die beneideten Besitzer. „Ihr Glaube war der wahre, ihr Ton der beste, ihre Meinung die richtigste, ihr Geschmad der gewählteste. Jedermann sagte es ihnen, und am Ende mußten sie es selbst glauben. Nun wollten sie das Leben genießen in vollen Zügen, es sich so angenehm und lustig machen als möglich — was sie genießen und angenehm nannten, was sie allein darunter verstehen konnten, den groben materiellen Sinneshoh, noch verschlimmert durch einige rasch aufgelesene, zufällig angeflogene Bildungsbrosden, gelegentlich erlauschte Halbwahrheiten, genug, um ihren groben, aber natürlichen Verstand in Verwirrung und Unsicherheit zu bringen. Und die Söhne und Töchter wuchsen auf in diesen ihnen von Jugend an eingeprägten Bildern, in der Boranstellung des materiellen Genußes, der überepikuräischen Lebensanschauung; und dies präoccupirte ihr Hirn, und alles Wissen, alle Bildung, die später hinzugefügt ward, konnte nur haften auf diesem vorgebängten Boden und mischte sich mit demselben zu einem zähen, grauenhaften Höllembrei von schiefer Anschauungsweise, Raffinement, Hochmuth, zügelloser Genußsucht, einseitigem Denkgange, Gemüthsstohheit, Philistertum, Bildungsbüdel bei thatfächlicher Halbbildung, Kastenstolz, falscher Bornehmheit, unzeitgemäßer Prädere, Empfindlichkeit, verstickter Sinnlichkeit und Heuchelei.“

Was mußte in den Händen eines solchen Geschlechtes aus der Kunst werden, welche der Ehrerbietung, der un-

beschränkten Freiheit, des feinsten Verständnisses und der aufrichtigsten Liebe um ihrer selbst willen bedarf?

Unter der Vormäßigkeit geschmackloser und profitgieriger Kapitalisten baute die Baukunst öde, nackte Miethsblaskernen und für die Progen Paläste, an denen sich der Prunk aller Jahrhunderte in unkünstlerischer Rohheit und Blattheit häufte: mit romanischen Fenstern, gothischen Ertern, mit Renaissanceportal, Roccoco-Wendeltreppe und gemalten Glasfenstern oder Bugenscheiben. Und die Plastik? — Solch ein weißer, farbloser, behäuerer Steinblock kostete ein Sündengeld, und man sieht's ihm absolut nicht an. Und wohin mit dem schweren Steinblock? Nein, so ein silberner Becher, ein metallenes Kästchen, ein geschmückter Schrank, eine Majolikavase . . . das ist doch noch etwas, das ziert und hebt das Zimmer, dem sieht man an, was es kostet, das macht den Eindruck vornehmer Behaglichkeit. Gemälde sind schon brauchbarer als solche Steinblöge. Sie schmüden die Wand, glänzen und funkeln und haben einen prachtvollen goldenen Rahmen. Aber nur keine aufregenden, großartigen Stoffe! So ein Burgfräulein in farbenglänzenden Kostümen, recht zart und duftig, eine heitere Scene aus dem Leben — nicht etwa von der unanständigen Rohheit der alten Niederländer — nein, so recht harmlos, ein trinkender Mönch, reingewaschene Bauernkinder, ein Jagdstücklein . . . so etwas, von dem man sagt: „Sehr nett, wirklich sehr nett . . . hm . . . was ich sagen wollte, also Kreditaktien sind gestiegen?“ Weileibe nichts Nakttes; denn wir haben heranwachsende Töchter. Am liebsten sind uns natürlich unsere eigenen Bijagen, etwas idealisirt. Und die Hauptsache ist, daß der Name eines recht berühmten Makers darauf steht, damit jeder merken kann, daß das Bild ihener, der Besitzer reich ist. Die Literatur, Bücher, Lesen? — Wir Männer von der Börse haben dazu keine Zeit, und der Spieltisch verlangt auch seine Rechte. Unsere Frauen freilich, die den ganzen Tag auf der Chaiselongue liegen, bedürfen einer Lektüre; sonst vergehen sie vor Langeweile. Von ihnen laßt euch sagen, wie ihr's machen sollt, ihr Schriftsteller, wenn wir eure Bücher — leihen sollen; denn daß wir etwas für fünf, sechs Mark kaufen sollen, was man für zehn Pfennige leihen kann, das zu verlangen wäre eine Unverschämtheit. Und, ihr Herren Dichter, eure Aufgabe ist, unsere Weiber zu unterhalten. Darum keine Ideen, keine Leidenschaften! Aber bürgerliche Liebesgeschichten, eine glatte Humoreske, eine Posse zum Lachen! Ihr dürft nicht ergreifen, erschüttern, erbauen, aber spannen, pikant und lästern andeuten. Mit sozialen Fragen, Leiden der Menschheit und solch dummem Zeug verschont uns gütig; denn dabei steigt es uns bitter im Munde auf. Zeichnet uns Frauen als Engel; nur dann haben wir euch gern. Die Männer müssen vor Allem schön sein, sonst können wir uns nicht in dieselben verlieben. Kurz, ihr müßt die Welt so schildern, wie wir sie haben wollen, angenehm, lebenswürdig, voll sinnlich-beimlicher Wallungen, sonst . . . in die Erde mit euch! — Musik? O ja, die zieht uns an. Sie gehört zum guten Ton, strengt den Kopf nicht an, und im Konzertsaal kann man seine Kleider zeigen. In seligem Traume schlummern die Denzentren des Gehirns, nur die Nerven arbeiten und im Tonbade fühlen wir anstrengungslos alle Wonnen des Kosmisch, angenehme Bilder fliegen durch die Phantasie, schaurig süße Gefühle durchströmen uns, Aufregung, rasende Gluth, Wehmuth und Friede . . . ja, Musik ist unser Liebling, wofern sie leicht faßbar und nervenreizend ist. Auch das Theater lieben wir. Beim Leben der seligen Stimme unseres geliebten Tenors überläuft es uns wönig. Die Schauspielerinnen haben theure Kleider, unter den Schauspielern sind interessante Männer mit vollen Schenkeln und Waden, und die Dekorationen sind neu, ganz neu. Außerdem muß man über den närrischen Komiker so lachen . . . es lebe die Posse, es lebe das Ausstattungstück!

So ist's! Das hat die Bourgeoisie aus den Künsten gemacht. Bis dahin, haben Sie im großen Ganzen recht, Herr Alberti. Aber wie denken Sie sich die Sache weiter, wie denken Sie sich unsere färbere Kulturentwicklung, die Zukunft der Kunst? —

Alberti (mit Pathos): „Horch, welch Tosen und Donnern und Rollen! . . . Der Erdboden schwankt, die Paläste stürzen, Feuerwolken schrauben einher und der Würgeengel geht über die Erde. Ein riesiger Dämon mit rauher und staubgeschwärztem, faltigem Antlit, mit fächerlichen Muskeln, mit eisernen Fäusten und finster gerunzelter Stirn stapft dahin, und unter seinen eisenschlagenen Stiefeln, unter der Wucht seiner knöchigen Finger zersplittern Säulen, krachen Mauern wie dürres Meis. Hui! Und er bläst höhnisch pfeifend vor sich hin, und zu Boden stürzen Marmorbilder mit zerbrochenen Gliedern, wie Wachs schmelzen die bronzenen Helden vor dem brennenden Dampfe seiner Rüstern, Milliarden sengender hunder Leinwandstehen flattern hoch in den Lüften, untermischt mit den Blättern zerrissener Pergamente, und unter seinen Füßen knirschen in grellem Mifton tausend gesprungene Saiten, und stöhnend und ächzend wälzt sich die Muse am Boden, ein blutiger Springquell springt auf aus ihrem Herzen. Er aber schreitet weiter, gefühllos, kalt, kein Muskel zuckt in seinem Antlit, und gleichgültig zerschüttet sein Fuß Paläste und Kirchen, Theater und Akademien. — Das ist der Sozialismus! — Wohl an, er vernichte uns! Er kann uns nur tödten, er kann uns nicht zwingen, wie jene, zum Bestämmeler zu werden am eigenen Fleis, uns selbst zu Kasstraten zu machen am Gehirn, an der Begeisterung, der Fähigkeit des Schaffens, daß wir ausspucken müssen vor uns selbst. Er schlägt uns todt, doch er erspart uns die

Schmerzen der langsamen Vergiftung, des geschwächten Dahinlebens im Marasmus. Weh der Kunst, wenn sie nicht mehr den Muth hätte zu denken und zu handeln wie Emilia Galotti: lieber sterben, als zur Dirne werden! . . .“

Aber, ich bitte Sie, Herr Alberti, regen Sie sich nicht so furchtbar auf; Sie zittern ja am ganzen Leibe. Bevor graulen Sie sich denn? Ich wette, die Bourgeoisie, welche Sie so verabscheuen, hat Sie mit dem rothen Lappen, der Bogelscheuche, dem rothen Gespenst erschreckt. Der Sozialismus sollte ein Feind der Kunst sein? Gerade er wird die Künste zu großartigem Blühen entwickeln. Denn er wird den Künstler frei machen, frei von materieller Noth, welche ihn heutzutage zwingt, sich in den Dienst der Bourgeoisie zu begeben. Denken Sie sich doch den Sozialismus nicht als eine große Arbeitsmaschine, in welche jeder derart eingespannt wird, daß für geistige Thätigkeit kein Raum mehr bleibt! Glauben sie doch nicht, daß der Sozialismus die Herrschaft des Böbels bedeutet! Der Sozialismus will vielmehr die Produktion so organisiren, daß jedes Gesellschaftsmitglied ein weit höheres Einkommen als heutzutage bekommt und doch weit weniger zu arbeiten braucht. Schon solche Reformen würden zur Bildung beitragen und das Volk zu gesteigerter Geistes-thätigkeit anregen. Aber der Sozialismus will auch mit den denkbar besten Bildungsmitteln an jeden Menschen herantreten. Er wird also ein Volk von Gebildeten erzeugen. Künstlerische Talente werden zwanzigfach aufzretzen, da heutzutage nur der zwanzigste Theil des Volkes einige Anregung zur Entwicklung seiner Gaben enthält. Und diese Talente werden zum Publikum ein ganzes Volk, ein gebildetes Volk haben, während der heutige Künstler nur für die geschmacklose Bourgeoisie, allenfalls für einige wenige Kenner arbeitet.

Oder, Herr Alberti, fürchten Sie sich vielleicht nur vor dem Uebergang unserer Gesellschaft in den Sozialismus? Fürchten Sie sich vor dem Proletariat? — Lernen Sie dasselbe einmal kennen! Weit entfernt, die geistigen Leistungen zu verachten, hat das Proletariat vielmehr eine weit höhere Verehrung dafür, als das Bürgerthum, als die gegen Wissen und Bücher abgestumpfte, blasirte Bourgeoisie. Drum, Herr Alberti, unterrichten Sie sich zuvor, ehe Sie sich selbst und andere Bürger mit dem rothen Gespenst erschrecken. Hören Sie z. B., was Friedrich Albert Lange am Schluß seiner „Arbeiterfrage“ sagt: „Soll die Menschheit ewig mit der Barbarei wieder beginnen, wenn eine Kulturperiode sich ausgelebt hat und ein neues Zeitalter anfängt? Wir sagen nein! Es ist der Gegenwart unwürdig, diesen Gedanken zu fassen. Eine neue Blüthe der Kunst und Wissenschaft, der Humanität und Sittlichkeit wird sich über den Trümmern der vergangenen Weltordnung schnell und herrlich entfalten. Bildung und Brüderlichkeit werden dann die guten Genien sein, welche die Mehrheit von Stufe zu Stufe aufwärts leiten.“

Politisches und Sozialpolitisches.

Nach den Meldungen einiger Blätter würde der am Freitag voriger Woche vertagte Reichstag bereits Anfang März wieder zusammentreten. Unterrichtete bezweifeln jedoch, daß vor Mitte März der Wiederbeginn der Sitzungen zu erwarten sei.

Das militärische Wettrennen der Nationen wird dem deutschen Volke baldigt weitere Opfer auferlegen. Für die Artillerie werden neue Millionen gefordert und aus Wien wird soeben über die Einführung eines neuen Repetirgewehrs in der deutschen Armee berichtet. Nach der „Köln. Zig.“ befindet sich der Waffenfabrik-Direktor Wernsd in Berlin, um wegen einer Lieferung verbesserter Mannlicher-Gewehre mit der deutschen Heeresverwaltung zu unterhandeln. Nach anderen Meldungen hätte die deutsche Regierung bereits das Modell des verbesserten Mannlicher-Gewehrs angenommen. Dasselbe sei identisch mit dem jetzt in der Oesterreichisch-Ungarischen Armee zur Bertheilung gelangenden kleinkalibrigem Gewehre, welches von dem ursprünglichen Mannlicher-Gewehre nicht bloß durch kleinere Kaliber, sondern auch durch abweichende Härtegrade einzelner kleiner Bestandtheile des Verschlusses sich unterscheidet. Ein Wahnfinn hat wohl noch niemals mehr Methode gehabt wie auf diesem Gebiete.

Ueber die immer mehr überhandnehmende Majestätsbeleidigungsprozesse lesen wir in einem freisinnigen Blatte: In Preußen stellten sich die Anlagen wegen Beleidigung des Landesherren u. s. w. während des Zeitraums von 1854 bis 1877 im Durchschnitt auf 148 $\frac{1}{2}$ jährlich, im Jahre 1878 stiegen sie auf die Zahl von 199. Auch in der Gegenwart haben die Zeitungen nur zu häufig von Majestätsbeleidigungen zu berichten. Bald sind noch Prozesse wegen Beleidigung des ersten Kaisers, bald solche wegen Verunglimpfung Kaiser Friedrichs zum Austrag zu bringen, bald auch Prozesse wegen Ehrverletzung gegenüber der Kaiserin Friedrich, und endlich schwebt bereits eine große Anzahl von Proben wegen Beleidigung des heute regierenden Kaiser Wilhelm II. Wenn die Anzeichen nicht trügen, so geht man einer Zeit der Denunziationen und Majestätsprozessen entgegen, wie in dem Unglücksjahre 1878, in welchem fünfmal soviel Verurtheilungen wegen Majestätsbeleidigung ausgesprochen wurden, wie im Jahre 1869 Untersuchungen wegen dieses Verbrechens angehängt wurden. In jenem Jahre befand sich unter je zweitausend erwachsenen selbständigen Preußen männlichen Geschlechtes je einer, welcher wegen Majestätsbeleidigung in Untersuchung stand, ungerednet die aus früheren Jahren übernommenen Prozesse. In viele Fällen nur Rachsucht und Gehässigkeit die Denunziation veranlaßt hatte, ist nicht zu erweisen; aber in zahlreichen Prozessen hat sich die Unlauterkeit der Beweggründe des Denunzianten zur Genüge herausgestellt, so daß die öffentliche Verachtung, welche diesen Angebern zu Theil wird, vollauf berechtigt ist!

Nach dem Selbstmorde des österreichischen Kronprinzen wird natürlich die Thronfolgerfrage eifrig erörtert.

In der „Berl. Volkstz.“ lesen wir darüber: Der nächste Thronfolger ist der älteste Bruder des Kaisers, Erzherzog Karl Ludwig, dessen Verzicht auf die Nachfolge anfangs gemeldet wurde. Dann kommen dessen Söhne an die Reihe. Zunächst der Erzherzog Franz Ferdinand, der das ist, was der Wiener einen „Trottel“ nennt, ein so gänzlich unbegabter Mann, daß er sich nicht einmal „standesgemäß“ hat verheirathen dürfen, um seine Rasse nicht fortzupflanzen. Darnach aber der Erzherzog Otto, der allerdings verheirathet ist, wie schon aus der Thatsache hervorgeht, daß er jüngst nach einem Zechgelage seine Kumpans in das Schlafzimmer seiner Frau zu führen versuchte und auch geführt haben würde, wenn ein Kammerdiener der Erzherzogin — vermuthlich auch so ein „Demokrat“, der von der „Heiligkeit der Ehe“ keinen blaffen Begriff hat — sich nicht mit Gefahr seines Lebens widersetzt hätte. Derselbe Erzherzog Otto ließ jüngst einen Leichenzug halten, dem er auf der Landstraße begegnete, und setzte mit seinen Begleitern — ein „schneidiges“ Reiterstücklein! — über den Sarg weg. Beide Thatsachen sind vor einiger Zeit von dem Abgeordneten Bernerstorfer im Reichstage mitgetheilt worden, worauf — etwa eine Verächtigung? o Gott bewahre! sondern nur ein Ueberfall Bernerstorfer's durch einige Banditen erfolgte, die glücklicher Weise sehr an den Unrechten kamen.

Von der Südsee-Gruppe der Samoa-Inseln wird in letzter Zeit so viel berichtet, daß einmal über die Ursache all' der Verwicklungen eine kurze Uebersicht gegeben werden sollte. Die Bewohner dieser Inselgruppe, die Maoris, sind ein ziemlich zivilisierter, schöner Menschenschlag. Die Inseln sind fruchtbar und haben gute Häfen. Ihre geographische Lage macht sie namentlich wichtig für die Vereinigten Staaten. Sie bilden von dort die zweite Station auf dem Wege nach Neuseeland und Australien (die erste sind die Sandwich-Inseln.)

Die Landräuber unter den Stationen waren eifersüchtig auf einander wegen des Besitzes der Gruppe und damit sie keiner von ihnen bekomme, schlossen England und Deutschland Ende der siebziger Jahre Verträge ab, in welchen bestimmt ist, daß keiner anderen Nation ein Vorzug gewährt werde.

Mit den Vereinigten Staaten trafen aber die Maoris noch eine besondere Vereinbarung, dahin gehend, daß die Regierung von Samoa den Schutz der Union genieße, wenn sie mit fremden Mächten in Differenzen gerathe. Dazu bot sich bald Gelegenheit. Eine deutsche Handels-Gesellschaft (früher Godefroy in Hamburg) riß den größten Theil des Geschäftes auf den Inseln an sich. Sie soll, wie leicht glaublich, auch die Eingeborenen maltreatirt haben. Der wirtschaftlichen Macht folgte naturgemäß die politische und da der vorige „König“ von Samoa, Maliota, ihnen im Wege stand, so setzten die Deutschen ihn ab, und an seine Stelle ein verstoffenes Subjekt, Namens Tamasefe, der von einem Deutschen, Namens Brandeis, wie eine Puppe dirigirt wird. Die meisten der Eingeborenen ließen

sich aber diesen Strohkönig nicht gefallen, sondern stellten den Mataafa auf und jetzt bekriegen sich die Beiden. Den Vorschlag der Vereinigten Staaten, das Land durch die drei Konsuln regieren zu lassen, hat Bismarck abgelehnt und England ist ihm darin beigefallen. Jetzt soll eine neue Konferenz zusammentreten, um dem beständigen Blutvergießen in Samoa ein Ende zu bereiten.

In Frankreich hat das Ministerium Floquet seine Entlassung eingereicht, weil die Kammer Vertagung der Beratungen über die Verfassungsrevision beschloß.

Die wirtschaftlichen Fragen stehen auch in Spanien im Vordergrund der politischen Interessen. Die Nachrichten aus allen Provinzen sind trübselig und von überallher kommen Klagen, daß die Regierung nicht nur nichts thut, um die Lage der Landleute und Arbeiter zu bessern, sondern im Gegentheil die Steuerlasten erhöht, um die finanziellen Schwierigkeiten zu beseitigen, mit denen sie zu kämpfen hat. Die Auswanderung nimmt eine Ausdehnung an, wie sie in neuerer Zeit in Spanien nicht beobachtet worden ist, und trotz der Enttäuschungen, die viele Auswanderer jenseits des Ozeans erfahren, trotz der Bemühungen der Regierungspresse, dieser Bewegung Einhalt zu thun durch abschreckende Schilderungen des Looses, das die Armen zum Theil in Südamerika und in Algier erwartet, sind die Geschäftsräume der Auswanderungsagenten überfüllt von Personen, die sich in die Listen einschreiben lassen und nur den einen Wunsch haben, Spanien zu verlassen. „Schlechter als hier können wir es nirgends haben“, heißt es allgemein.

Marx in englischer Sprache. Kaum ist in Amerika die erste Volksausgabe von Karl Marx' „Kapital“ in englischer Sprache erschienen, so ist sie auch schon vergriffen. Die Nachfrage war nämlich so groß, daß die ersten 1000 Exemplare abgingen, wie die warmen Semmeln. Wenn eben so viele Profekten für den Sozialismus gewonnen werden, wie Exemplare verkauft wurden, so wird Karl Marx den Sozialismus und die Organisation, welche denselben vertritt: die Sozialistische Arbeiter-Partei, auch in den Vereinigten Staaten allgemein zu Ehren bringen.

Powderly der Großmeister der amerikanischen „Ritter der Arbeit“ (Knights of Labor) wird nach einer Mittheilung des offiziellen „Journal“ den Orden der Arbeiter bei dem internationalen Arbeiter-Congress in Paris vertreten. Es ist sehr wünschenswert, daß er nicht der einzige Delegat aus Amerika bleibe, denn sonst würde die Arbeiter-Bewegung in Amerika in ein sehr schlechtes Licht kommen. Die „Federation of Labor“ (der Bund der Arbeit, der zweite große Gewerkschaftsverband) hat leider die Besichtigung des Pariser Congresses abgelehnt, — und zwar mit sehr nichtsfagender Begründung. Offenlich giebt es dafür Ertrag durch Delegaten einzelner Gewerkschaften oder lokaler Central-Körper. Auch die Sozialistische Arbeiterpartei dürfte sich wohl entschließen, einen Vertreter nach Paris zu schicken.

Das Begräbniß von Ossip Zettin-Paris gestaltete sich zu einer ernst und feierlichen Kundgebung, die ein erhebendes Zeugniß ablegte für die allgemeine Liebe, die sich unser selbstloser Genosse in seinem kampfsoollen und entsagungreichen Leben erworben. Lawroff rief ihm für die russischen, Lafargue für die französischen Freunde die letzten Grüße in das Grab nach; weiter sprachen ein

deutscher und ein schwedischer Genosse an seinem Sarge. So erwies das internationale Proletariat dem Manne die letzten Ehren, dessen ganzes Dasein der Sache des Proletariates gewidmet war.

In Aachen wurde der Drechler Krewinkel, ein wackerer Anhänger der Arbeiterpartei, wieder einmal verhaftet, weil er angeblich verbotene Druckschriften verbreitet haben soll. Es dürfte eine gemeine Denunciation vorliegen, was nichts Neues ist im Lockspinnelnet Aachen.

Ein ehemaliger Scheimpolizist. Der ehemalige „Sozialdemokrat“, Scheimpolizist und Blaufärber Wichmann suchte sich für Zurücksetzungen seitens der Behörden zu rächen durch Mittheilungen an Herrn Auer und die Redaktionen sozialistischer Blätter. In denselben beklagte er sich über seine Vorgesetzten, insbesondere den Polizeidirektor Krüger und den Polizeikommissar von Hake in Berlin. Auer gegenüber that er Abbitte, daß er im Auftrage des Polizeikommissars Engel in Altona ihn in der anarchistischen „Freiheit“ fälschlich der Unterschlagung von 1000 Mark Parteigeldern verdächtigt habe. Ebenso habe er in der „Freiheit“ einen in Ottensen wohnenden Uühr der Spionage fälschlich verdächtigt. Auer erklärt, er habe durch die Veröffentlichung jener Aufschriften Wichmann's nur attentiormäßig feststellen wollen, welcher Art die Quellen sind, aus denen die „Freiheit“ und Blätter ähnlicher Art ihre Verleumdungen über die deutsche Sozialdemokratie schöpfen. Wir kommen auf die aufsehererregende Veröffentlichung noch zurück.

Die industrielle Entwicklung drängt immer mehr vorwärts. Wiederum ist eine ganz epochemachende Erfindung gemacht worden. Man ist jetzt im Stande, Bretter zu schneiden, ohne irgendwelchen Materialverlust durch Sägespäne; auch erspart das neue Verfahren das Hobeln, da die Bretter sofort vollständig glatt sind. Kann die Erfindung einstweilen auch nur auf verhältnismäßig kleine Bretter (bis 1 Meter) angewandt werden, so steht ihrer Weiterentwicklung wohl kaum etwas im Wege. Heutzutage kommt freilich der Hauptvorteil solcher Neuerungen dem Einzelnen, Kapitalmächtigen, zu Gute, aber schließlich wird doch auch die „Erfindung“ gemacht werden, alle Fortschritte zum allgemeinen Nutzen der Gesamtheit zu verwenden. Die Ideen hierzu sind schon da, und Karl Marx sagt ja ganz richtig, daß die Menschheit sich nur solche Ideale stellt, die sie verwirklichen kann.

Briefkasten.

Versicherungsgezet. Der § 1 des Gesetzes vom 17. Mai 1883 lautet: Die Vorschrift des § 340 Nr. 6 des (preussischen) Strafgesetzbuches vom 14. April 1851 (also nun des § 360, 9 des Strafgesetzbuches für das deutsche Reich) findet auf Unternehmer und Versicherungsanstalten jeder Art und ebenso auf diejenigen Anordnungen, welche den Geschäftsbetrieb der vor dem 1. Juli 1881 errichteten noch nicht genehmigten Anstalten fortsetzen. Die danach erforderliche Genehmigung der Staatsbehörde ist bei der Bezirksregierung des Wohnortes des Unternehmers nachzusuchen und darf nur erteilt werden, wenn die Regierung sich von der Unbescholtenheit und Zuverlässigkeit des Unternehmers überzeugt hat. — Das Strafgesetzbuch für das deutsche Reich in § 360, 9 lautet: Wer gegen die Bestimmungen zuwider ohne Genehmigung der Staatsbehörden Aussteuer-, Sterbe- oder Wittwenkassen, Versicherungsanstalten oder andere dergleichen Gesellschaften oder Anstalten errichtet, welche bestimmt sind, gegen Zahlung eines Einzahlungsgeldes oder gegen Leistung von Geldbeiträgen beim Eintritt gewisser Bedingungen oder Fristen Zahlung von Kapital oder Renten zu leisten, wird mit Geldstrafe bis zu 150 M. oder Haft bestraft.

Oeffentliche Töpfer-Versammlung

Donnerstag, den 21. Februar, Abends 6 Uhr, im Königsstadt-Kasino, Holzmarktstr. 72.

Tagesordnung:
1. Vorträge und Weiterberatung des ausgearbeiteten Tarifs der Tarif-Kommission.
2. Fortsetzung der Statistik in unserem Gewerbe. Zur Deckung der Unkosten findet eine Zeller-sammlung statt.

Der Einberufer.

Otto Köppen, Oberbergerstr. 36, v. 4 Tr.

Allgemeiner

Metallarbeiter-Verein

Berlins und der Umgegend.

Grosse Versammlung

Montag, den 18. Februar, Abends 8 Uhr, in Vettin's Salon, Brunnenstr. 34.

Tages-Ordnung:

1. Vortrag: Die Bestrebungen der Arbeiter zur Verbesserung ihrer Lage und die Berichte der Fabrikinspektoren. Referent: Kollege G. Beder.
2. Diskussion.
3. Aufnahme neuer Mitglieder. Fragekasten.
4. Verschiedenes.
Gäste haben Zutritt. Es wird ersucht, die noch nicht abgehobenen Mitgliedsbücher abzugeben. Um recht zahlreichen Besuch bittet

Der Vorstand.

Freie Vereinigung der Vergolder und Fachgenossen.

Montag, den 18. Februar, Abends 8 1/2 Uhr, in Scheffer's Salon, Inselstr. 10.

Mitglieder-Versammlung.

Tagesordnung:

1. Vortrag des Herrn Jubel über: „Der Werth der Statistik“.
2. Diskussion.
3. Verschiedenes.
Gäste willkommen.
Neue Mitglieder werden aufgenommen.

Der Vorstand.

Große öffentliche Versammlung

jämmtlicher

Zimmerleute Berlins und Umgegend

Mittwoch, den 20. Februar, Abends 8 Uhr,

in der Tonhalle, Friedrichstraße 112.

Tages-Ordnung:

1. Abrechnung der auf Listen eingegangenen Beträge.
2. Beschlussfassung über: An welchem Tage tritt die Forderung in Kraft? Um pünktliches Erscheinen jämmtlicher Kameraden bittet

Der Einberufer.

Vereinigung der Deutschen Maler, Lackierer, Anstreicher und verw. Berufsgenossen.

(Filiale Berlin II. (W.))

Dienstag, den 19. Februar, Abends 8 1/2 Uhr,

Versammlung

im Restaurant Königshof, Bülowstr. 37.

Tagesordnung:

1. Vortrag des Kollegen Schweiger.
2. Diskussion.
3. Verschiedenes.
Gäste willkommen.

Verband deutscher Mechaniker und verw. Berufsgenossen.

(Zahlstelle Berlin.)

Mittwoch, den 20. Februar, Abends 8 1/2 Uhr,

im Neuen Klubhaus, Kommandantenstr. 71-72.

Versammlung.

Tagesordnung:

1. Vortrag.
2. Diskussion.
3. Verschiedenes.
4. Fragekasten.
Aufnahme neuer Mitglieder. Gäste willkommen.

Der Vorstand.

Arbeitsnachweis der Maler

früher Ritterstr. 123 bei Sodite, jetzt Dresdenerstr. 116 (Restaurant Wende). Jeden Abend von 7-8 Uhr (außer Sonnabend) und Sonntags Vormittag von 10-12 Uhr unentgeltliche Arbeitsvermittlung. Die Bevollmächtigten der Filiale I,

Fachverein der Tischler.

Montag, den 18. Februar, Abends 8 1/2 Uhr,

in Jordan's Salon, Neue Grünstr. 28.

Mitglieder-Versammlung.

Tagesordnung:

1. Vortrag des Herrn Max Schippel über: Die Vernichtung der freien Konkurrenz durch die großen Kapitalismontopole.
2. Diskussion.
3. Vereinsangelegenheiten.
4. Fragekasten.
Neue Mitglieder werden in der Versammlung aufgenommen.

Heute Abend:

Wiener Maskenball

in der Ressource (Kolosseum), Kommandantenstr. 57.

Dienstag, den 19. Februar:

Gemüthliches Beisammensein, arrangirt von der Arbeitsvermittlungskommission in dem Lokale des Arbeitsnachweises des Vereins, Dresdenerstr. 116.

Der Vorstand.

Der Arbeitsnachweis der Klavierarbeiter

befindet sich nach wie vor Waldemarstr. 61 im Restaurant Pfiffer. Die Adressenausgabe findet jeden Abend von 8-9 1/2 Uhr und Sonntags Vormittags von 10-11 1/2 Uhr, sowohl an Mitglieder wie auch an Nichtmitglieder unentgeltlich statt.

Verein zur Wahrung der Interessen der Schuhmacher und Berufsgenossen Berlins.

Sonntag, den 17. Februar, Abends 7 1/2 Uhr,

Grosser Wiener Maskenball

in den Festsälen der Berliner Ressource, Kommandantenstr. 57.

Billets à 50 Pfg. sind zu haben bei Herrn Klingner, Admiralstr. 3; Adamegat, Lothringersstr. 99; Gahbert, Philippstr. 15, II. Bort., 5 Tr. Freunde und Gönner sind hiermit eingeladen. Das Komitee.

Dienstag, den 19. d. M., Abends 8 1/2 Uhr,

Versammlung

in Jordan's Salon, Neue Grünstraße 28.

Kranken-Unterstützungsbund der Schneider, Kürschner, Posamentiere und Berufsgenossen.

Großer

Wiener Maskenball.

Montag, den 18. Februar d. J.,

in den gesammten Räumen der

Berliner Ressource

57. Kommandantenstr. 57.

Eröffnung 7 Uhr. Anfang 8 Uhr.

Entrée 50 Pfg.

Billets sind vorher zu haben: Krausenstr. 11 im Bureau, Grenadierstr. 33 bei Seefeld, Annenstraße 9 bei Baum, sowie bei den Mitgliedern des Komitees und in den mit Plakaten belegten Handlungen.

Freunde u. Gönner ladet hierzu freundlichst ein

Das Komitee.

Verein zur Regelung der gewerblichen Verhältnisse der Töpfer Berlins.

Sonntag, den 17. Februar, Vormittags 10 Uhr,

Versammlung

in Rinski's Gesellschafts-Salon, Fischerstr. 10.

Tagesordnung:

Fortsetzung und Schluss der Vorlesung: Die Arbeiterschutzgesetzgebung.

Innere Vereinsangelegenheiten.

Der Vorstand.

Arbeiter und Parteigenossen!

Tretet eifrig für die **weitere Verbreitung** dieses Blattes ein!

Bestellungen nehmen in Berlin alle Expediteure entgegen. Am besten abonniert man bei den Expediteuren, welche zugleich die Tageszeitungen bringen.

Listen zum Sammeln von Abonnenten sowie Agitationsnummern jederzeit durch unsere Expedition, Oranienstraße 23, zu beziehen.

Der Verlag der „Berliner Volks-Tribüne.“
Berlin S. O., Oranienstr. 23.

[Nachdruck verboten.]

Froggy und sein Bruder.

Eine Geschichte.

Nach dem Englischen.

(Schluß.)

VIII.

Als Benny am nächsten Tage erwachte, schüttelte ihn ein heftiges Fieber, die Haare klebten auf der Stirn, auf der große Schweißtropfen perlten, seine trocknen, übermäßigen Augen schauten sonderbar um sich. Die ganze Nacht hindurch hatte er vor sich hin gesprochen, die Decken abgeworfen und Froggy mit Fußtrittten traktiert, die dieser geduldig hinnahm, „weil es Benny's Fußtritte waren.“

Als der Morgen graute, stand Froggy auf und betrachtete den Kleinen erstaunt, es schien ein ganz anderer kleiner Knabe zu sein. Auf Froggy's Frage nach seinem Befinden setzte er sich in die Höhe und murmelte bunt, unzusammenhängendes Zeug durcheinander von Pferden, Ragen, großen Ratten und Ballons. Froggy konnte sich nicht verhehlen, daß es dem Kranken schlechter anstatt besser ging.

In seiner Verlegenheit lief er zu Frau Blunt und bat sie herauf zu kommen, um nach Benny zu sehen. Als dies geschah, erklärte die Nachbarin, daß Benny schwer krank sei.

„Du mußt ihn ruhig halten und gut unterhalten, sagte sie, während sie ihre Hand auf Benny's heiße Stirn legte und seine glühenden Händchen anfühlte. „Der Armenarzt Brown wird bald zu meinem Curt kommen, der nicht recht wohl ist. Ich werde ihn herausschicken, damit er nach Benny sieht. Er ist krank, sehr krank“, fügte sie mit einem mitleidigen Kopfschütteln hinzu.

„Haben Sie heute eine Aufwartung, Frau Blunt?“ fragte Froggy, der das Bedürfnis empfand, eine theilnehmende Seele in seiner Nähe zu wissen.

„Nein, ich muß heute nicht fort“, gab sie zur Antwort. „Ich wasche zu Hause. Du kannst mich immer rufen. Kannst Du nicht Feuer anzünden?“

„Nein“, versetzte Froggy zögernd. „Holz und Kohlen sind ausgegangen.“

Ohne ein Wort zu sagen, stieg Frau Blunt die Treppe hinab und kehrte nach einer Minute mit Holz und Kohlen zurück, die sie von ihrem eigenen, mageren Vorrath genommen. Der armen Frau mußte später fehlen, was sie verschenkte, aber dennoch gab sie es von ganzem Herzen gern.

Die wahre Großmuth ist nur bei den Armen zu Hause, die jede Annehmlichkeit, den geringsten Ueberfluß mit Freuden theilen, ohne eine Belohnung zu erwarten. Wie viele Armen haben hungrig am kalten Herd gesessen, weil sie einem im Elend befindlichen Freunde ausgeholfen.

Frau Blunt kniete vor dem Kamin nieder und zündete das Feuer an. Froggy's verzweifelter Gesichtsausdruck löste ihr um so tieferes Mitleid ein, da sie ahnte, daß er bald noch verzweifelter werden würde. Sie hatte schon viele Kranke gesehen, und war überzeugt, daß es der kleine Benny nicht lange mehr treiben könne; Froggy blieb dann ganz allein zurück. Nachdem sie diesem nochmals eingeschärft, Benny nicht sprechen zu lassen, ging sie hinunter, um den Doktor zu erwarten.

Froggy wollte den Kranken dadurch zerstreuen, daß er seine gestrigen Erlebnisse erzählte, aber dieser hörte ihn nicht. Seine Lippen murmelten unzusammenhängende Reden von Polizisten, der Königin, großen Ratten &c.

So vergingen etliche Stunden bis endlich Frau Blunt in Begleitung des Arztes erschien.

Der Armenarzt war ein silberhaariger, großer, magerer Mann, der sich bücken mußte, als er zur Thür hereintrat. Er warf einen raschen, prüfenden Blick um sich und schien von dem entsetzlichen Elend der Manfarde schmerzlich berührt. Der Doktor Brown war durch seinen Beruf an den Anblick von Elend und Noth gewöhnt, aber so entsetzliche Dürftigkeit wie hier hatte er noch nie gesehen.

Er trat an Benny's Lager, zog eine große Uhr aus der Tasche und ergriff das abgekehrte Händchen, um nach dem Pulse zu fühlen.

„Seit wann ist das Kind krank?“ fragte er.

„Seit gestern“, versetzte Froggy. Als ich Abends

gegen sieben Uhr vom Buckingham Palast zu Hause kam, fand ich ihn auf dem Fußboden liegend. Ich wollte ihm aufhelfen, aber er konnte sich nicht auf den Beinen halten. Das ist Alles.“

„Und seit der Zeit schwächt er, schwächt er und schwächt er“, fügte Frau Blunt hinzu. „Er redet den größten Unsinn, ohne Sinn und Verstand zusammen.“

„Wer pflegt und erzieht Euch?“ fragte der Doktor, während er seinen Blick über das Zimmer schweifen ließ.

„Entschuldigen Sie, Herr Doktor“, sagte Froggy, „wir, Benny und ich, pflegen uns selbst. Die Eltern sind gestorben, und da schlagen wir uns ganz allein durch.“

Der Doktor richtete noch mehrere andere Fragen an Froggy, welche dieser offen und rasch beantwortete.

Er erzählte dem Doktor die Geschichte des Kasperletheaters, wie zuerst die Mutter, dann der Vater gestorben war, welches harte Leben er und sein Bruder seit der Zeit führten, wie er der Königin geschrieben und gestern in ihrem Palais nachfragen wollte, ob der Brief angekommen, in welchem Zustande er Benny bei der Heimkehr auf den Boden gefunden.

Der Arzt hörte dies Alles mit sehr ernster, ja so ernster Miene an, daß sich Frau Blunt veranlaßt fühlte, ihm zu erklären, daß sie den ganzen Tag als Aufwartefrau außer dem Hause beschäftigt sei, und daß sie nur mit knapper Mühe und Noth sich und die Ihren vor der Unterlust im „Werkhause“ bewahre. So könne sie natürlich den Kindern nicht viel geben, aber was sie gäbe, das käme aus gutem Herzen.

„Es thut mir unendlich leid, daß ich dies Alles nicht früher erfahren habe“, sagte Doktor Brown, „denn nun fürchte ich, ist nicht viel mehr zu machen.“

„Oh, Herr Doktor“, flehte Froggy, „können Sie ihm nicht eine gute Medizin geben, welche ihn gesund macht. Ich habe noch kein Geld, aber ich werde gewiß bald welches verdienen und Sie für Alles bezahlen.“

„Er liebt seinen Bruder über Alles“, flüsterte Frau Blunt.

„Ich werde mein Möglichstes thun, Kleiner“, sagte der Arzt freundlich. „Nach' Dir nur wegen der Bezahlung keine Sorgen.“

Er schrieb mehrere Zeilen auf zwei Blätter, die er aus seinem Notizbuch riß, faltete jedes von ihnen besonders zusammen und bezeichnete das eine mit einem großen Kreuz.

„Nach auf“, sagte er zu Froggy, „Du läßt dieses Blatt in der Apotheke der Robertstraße und trägst dieses Papier in das Haus aus rothen Ziegelsteinen, das in der nämlichen Straße liegt. Du verlangst Herrn Wallace und gibst ihm das Blatt, dann holst Du auf dem Rückwege Deine Medizin ab. Hast Du verstanden?“

Froggy wiederholte die Instruktionen des Doktors und eilte davon, Benny unter der Pflege des Letzteren zurücklassend.

Durch die Vermittelung des Arztes erhielten die Kinder Medicamente, Lebensmittel, Kohlen, wollene Decken und sogar eine Krankenwärterin. Aber Wohlthaten und ärztliche Pflege kamen zu spät, Benny war hoffnungslos verloren. Vom Fieber und Delirium gequält, lebte er noch zwei Tage dahin. Am dritten Tage scheint das Fieber zu fallen, der kleine Kranke wird ruhiger und scheint friedlich zu schlafen.

Ueber seine Züge glitt ein so glückliches Lächeln, daß Froggy unwillkürlich ebenfalls lächeln mußte. Er stand auf den Zehenspitzen neben dem Krankenlager und betrachtete Benny mit dem Ausdruck unendlicher Järtlichkeit. Das Lächeln des Kranken war rasch erloschen, seine kleine Brust hob sich unter krampfhaften Seufzern. Gleich darauf setzte er sich in die Höhe und schlang seine Arme um den Hals des älteren Bruders, während er heiße Thränen vergoß.

„Was fehlt Dir, mein Liebling“, sagte Froggy erschrocken, indem er den Kleinen fester an sich preßte. „Was fehlt Dir. Ich dachte, Du seiest schon wieder gesund. Vor einer Minute lächtest Du, und jetzt weinst Du, wie ein kleines Kind.“

„Ich habe geträumt“, schluchzte Benny, „einen so schönen. . . so glücklichen Traum.“

„Was hast Du geträumt, erzähle“, bat Froggy den Kranken. „Ich erzählte der Mutter immer, was ich geträumt hatte.“

Benny hob den Kopf etwas in die Höhe, ohne sich aus Froggy's Armen zu winden und fing zu erzählen an.

„Ich träumte“, sagte er, „daß ich gestorben und nicht mehr hier war. Ich weinte nicht mehr, ich war nicht hungrig, ich ängstigte mich nicht um den Miethszins. Meine kleine Maus war bei mir, ich hielt sie in der Hand. Wir wollten zusammen spielen. . . da war sie auf einmal fort. . . Ich sagte, daß ich zu Dir wollte, Froggy; Du warst ganz allein hier. . . mein Froggy; Es war Nacht, und Du weinst.“

Und Benny brach bei der Erinnerung an die traurige Vision des armen Froggy, der verzweifelt allein weinte, weil sein Brüderchen gestorben, in lautes Schluchzen aus.

„Benny, mein Benny“, stammelte Froggy, „es war ja nur ein böser Traum.“

„Ja, ja“, murmelte Benny und fuhr mit Schluchzen fort.

Die Brüder schmiegen sich noch inniger an einander,

Benny beruhigte sich nach und nach und seine Hände lösten sich, als ob er sich wieder niederlegen wollte.

„Bist Du jetzt getrostet, Benny“, fragte Froggy leise.

„Ja, Froggy“, erwiderte der Kleine mit verlöschender Stimme. „Ich höre so schöne Musik.“ Ein sonderbar glücklicher Ausdruck glitt über seine Züge, seine Arme sanken herab, er legte das Krausköpfchen auf das Bett zurück und blieb ganz still.

„Welche Zeit ist es?“ fragte er dann nach einer Pause.

„Ich kann Dir's nicht genau sagen, es muß wohl gegen vier Uhr sein.“

„Ah. . . dann kommt wieder der Abend. . . Alle gehen heim“, murmelte Benny vor sich hin.

Froggy hörte noch, wie er einen tiefen Seufzer ausstieß, dann ward Alles still.

Nichts verricht ihm, daß in dem traurigen Heer der Londoner Hungerigen wieder ein kleiner Soldat gefallen, weil in Reich und Glüd kein Platz für ihn gewesen. Er hatte sich niedergelegt, um nie mehr aufzustehen, die wunden Füße, das schmerzende Haupt ruhten für immer.

In Benny's Zügen ging eine große Veränderung vor sich, sie nahmen einen friedlichen, heiteren Ausdruck an, den Froggy noch nie an ihnen gesehen, und der ihn an das Antlitz der todtten Mutter erinnerte. Ueberhaupt sah Benny mit einem Male der Mutter so ähnlich, nur daß er nicht so alt war. Froggy beugte sich zu ihm nieder, um ihn zu küssen; er fand sein Gesicht so kalt! Er ergriff die kleine Hand: sie war ebenfalls kalt. Froggy rieb das Händchen sanft, ohne es erwärmen zu können. Warum war nur Benny so kalt? Froggy rieb stärker und stärker, er sprach mit Benny, er küßte ihn, er rief ihn laut, aber Benny antwortete nicht.

Froggy ward unruhig und dachte, Frau Blunt zu rufen, als die Thür aufging und diese hereintrat.

„Frau Blunt“, rief Froggy voller Todesangst, „Benny schläft so fest. . . ich kann ihn nicht aufweden. . . Ich kann machen, was ich will. . . Und fühlen Sie nur, wie seine Hand kalt ist!“

Die gute Frau trat schnell auf das Bett zu, sie ergriff die kleine Hand und behielt sie einen Moment in der ibrigen; behutsam legte sie dieselbe dann auf die Decke zurück. Sie wußte, daß keine Bluth der Welt das Händchen erwärmen konnte, daß keine Freude, kein Schmerz ein Lächeln oder Thränen auf das bleiche, abgekehrte Gesichtchen zu loden vermochten.

„Oh, weden Sie ihn“, flehte Froggy, als sie sich zu ihm wendete.

Frau Blunt zog Froggy an sich, legte die Hand auf sein Haupt und während in ihren Augen zwei große Thränen glänzten, sagte sie sanft: „Froggy, Dein Brüderchen ist glücklich. . . Aber Du siehst ihn nie wieder.“

Froggy antwortete nicht, er war von den Worten wie betäubt.

„Können wir ihn nicht zurückrufen“, schrie er endlich auf; „soeben sprach er ja noch mit mir. . . Er versprach mir, mich nie zu verlassen. . . Er sagte, daß er sich fürchtete, allein auf eine so weite Reise zu gehen. . . Und nun hat er Niemand mitgenommen, der auf ihn Acht geben könnte! . . . Er hatte mich doch versichert, daß er nie, aber nie ohne mich fortgehen würde!“

Und Froggy schluchzte in bitterem, verzweifelterm Schmerz. „Nun ist er fort, und er weiß nicht einmal, wie lieb ich ihn habe. . . Oh Benny, Benny, komm zurück! . . . Benny, mein Bruder, mein lieber kleiner Bruder, komm wieder! . . . Ich kann ja nicht leben ohne Dich! . . . Benny, mein Benny!“

Der guten Nachbarin thaten diese herzzerreißenden Klagen in der Seele wehe, sie versuchte Froggy aus dem Zimmer zu führen, aber dieser war nicht dazu zu bewegen, das elende Loch zu verlassen, in dem er mit Benny gelebt hatte, und das dessen Leiche barg.

„Wenn nur Benny wiederkommen und mit mir sprechen möchte. Benny! mein Benny! Komm! komm! dieser Schrei hallte unaufhörlich von den nackten Wänden wieder.“

Als endlich Froggy nicht einmal mehr schluchzen konnte, als er sich kraftlos auf das Lager warf, das Frau Blunt in einer Ecke der Manfarde bereitet, murmelte er noch mit bereits geschlossenen Lidern:

„Die Mutter sagte doch, daß wir Alle zusammen von hier fortgehen würden. . . Und nun sind Alle fort. . . nur mich haben sie allein zurückgelassen.“

Die Privatwohlthätigkeit und die Fürsorge der Gemeindebehörden, von Dr. Brown auf die Brüder aufmerksam gemacht, zeigten sich anlässlich des Todesfalles im glänzenden Lichte. Nachdem sie den kleinen Benny langsam, Zoll für Zoll qualvoll verhungern ließen, sorgten sie für ein anständiges, ja reiches Leichenbegräbniß. Für Froggy sollte gleichfalls ein Lebriges gethan werden, um ihn vor dem Schicksal seines Bruders zu bewahren. Einige Tage nach dem Begräbniß ward er dem Waisenhause, dem „Werkhause“ überwiesen, jener Einrichtung, welche die Londoner Armen mehr als Kerker und Gefängniß fürchten. Froggy hatte früher Alles darangesetzt, seinen Bruder vor dem Aufenthalt in dem verabscheuten Ort zu bewahren. Jetzt ließ er Alles ruhig, theilnahmslos über

sich ergeben; seit Benny's Tod besitz er nichts mehr, das er beschützen, verteidigen konnte.

Als er von einem Gemeindebeamten dem Wirthshaus geführt ward, läuteten die Glocken das Weihnachtsfest ein. Hinter den hell erleuchteten Fenstern dampften einige Punschbowlen, thronten stattliche Puddings und Kuchen, nicht die grüne Stiehpalme mit den rothen Beeren. Ueberall stieß er auf vergnügte Menschen, die sich „fröhliches Weihnachten“ zuriefen, das Froggy noch in den Ohren schwirte, als das Thor des „Wirthshaus“ dumpf hinter ihm zusiel.

Zur Geschichte des deutschen Bauernkrieges.

Durch die vierhundertjährige Feier von Hutten's Geburtstag am 22. April 1888 ist die Aufmerksamkeit der Lesewelt wieder einmal der Geschichte der deutschen Reformation zugelenkt worden. Man kann heutzutage nicht umhin, einzugehen, daß jene gewaltige Bewegung durchaus nicht lediglich ein Mönchsgesänk und eine rein kirchliche Angelegenheit war, sondern vor allen Dingen eine hochpolitische und soziale Sturm- und Drangperiode des deutschen Volkslebens. Am schärfsten wurden damals die politischen Forderungen ausgesprochen von Hutten, und noch um ein gut Theil dringlicher von der deutschen Bauernschaft, die durch Jahrhunderte langen Druck zum blutigen Aufstand, der dann freilich nach Faust- und Fürstenrecht oder Unrecht jener Tage in Roth und Blut unterdrückt und niedergetreten wurde.

Oft genug ist der Bauernkrieg dem Auftreten Luther's auf Rechnung geschrieben worden als eine blutige Schuld, und die Gegner des gänzlich scholastisch erzeugten und gebildeten deutschen Reformators wiederholen sammt und sonders den Vorwurf, er habe den Bauernkrieg angezettelt und dann den Kopf aus der Schlinge gezogen.

In unserer agrarikerbeherrschten Zeit in Deutschland ist da ein recht ehrliches und wissenschaftlich gründliches Buch erschienen, welches die wärmste Empfehlung verdient: „Wilhelm Vogt, Die Vorgeschichte des Bauernkrieges (Nr. 20 der Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte).“

Allen jenen Erhebungen liegt die Erinnerung an die alte freie Gemeinde zu Grunde und andererseits auch die altchristlich-kommunistische Anschauungen, die unsere feudal gewordene Kirche und ihre freiheitsfeindlichen Priester nicht wegdiskutieren sollen.

Die alte Gemeinlichkeit und die gemeinsame Auzniehung von Grund und Boden, Wiese und Weide, Wald und Haide, Strom und Teich ist bekannt genug; schon Cäsar und Tacitus reden davon. Aber die kommunistischen Ideen der Kirche sollen ein wenig beleuchtet werden.

Die erste Urkunde altchristlicher Gütergemeinschaft findet sich in der Bibel; Apostelgeschichte 4, 34 ff., wo es heißt: „Es war keiner unter ihnen, der Mangel hatte, denn wie viel ihrer waren, die da Acker oder Häuser hatten, verkauften sie dasselbe und brachten das Geld des verkauften Gutes und legten's zu der Apostel Füßen, und man gab einem Jeglichen, was ihm noth war.“ Und im folgenden Kapitel, 1—11, wird von Ananias und seinem Weibe Sapphira berichtet, die einen Theil des aus solchem Verkauf gelösten Geldes für sich behalten und verbergen, dafür aber zur Strafe todt niedergefallen, weil „sie eins worden, zu verjuchen den Geist des Herrn.“

Das ganze Mittelalter hindurch schweigt die kommunistische Idee nicht. „Das Privateigentum erschien als eine Schöpfung des Eigennuzes, der in liebloser Weise sich gern zur Unterdrückung des Nächsten steigert. Dem Gebot der allgemeinen Christenliebe läuft unstreitig ein solches Verhalten schnurstracks zuwider; sie fordert vielmehr die Beseitigung menschlicher Noth und Armut, so weit dies auf Erden möglich ist.“

Der heilige Chrysostomus (347—407) in seiner Homilie (Predigt, Betrachtung) über die Apostelgeschichte behauptet: „Durch die Gütergemeinschaft wird der Himmel auf die Erde kommen, Arm und Reich werden in Frieden mit einander leben und der Staat selbst wird der Engel würdig werden können.“

In seinem Unterricht über die Gerechtigkeit spricht Lactantius († um 330), der „christliche Cicero“ genannt wegen seines fließenden Lateins, und Tertullian († 220) in seiner Apologie Ähnliches aus. Ambrosius (374—397) erklärt, Gott habe den Menschen die Erde als gemeinen Besitz überlassen, das Naturrecht erheische Nothwendigkeit des gemeinen Besitzes, das Privatrecht sei durch Gewalt gekommen.

Die gesammte Scholastik stellt sich auf Seite dieser altkirchlichen Anschauung. Merkwürdig vereinzelt steht der so zu sagen erste Manchestermann Thomas von Aquino da, der die großen Vorzüge des Sondereigentums preist, gebe man diesem den Laupast, so würden aufmerksame Pflege des Besitzes schwinden, der Werth der Arbeit abnehmen, die Lust an ihr, Ordnung, Friede und Harmonie der Gesellschaft zum Teufel gehen.

Er machte wenig Schüler zunächst; selbst die Kaiser Deutschlands, wie Friedrich II. und Karl IV. beharrten bei der Meinung, daß nach Naturrecht alle Dinge anfänglich Gemeingut gewesen und nicht „durch den Sündenfall eine Theilung des Besitzes herbeigeführt worden sei.“ ein Satz, der sich noch bei dem Aristoteliker Gabriel Biel (Ende des 15. Jahrhunderts) wiederholt. Der eifrige fromme Cäsarius v. Heisterbach hatte über Reichthum und Privateigentum ebenfalls die altkirchlichen Anschauungen, aus denen heraus er erklärt: „Jeder Reiche ist entweder ein Dieb oder eines Diebes Erbe.“

Ebenso war auch Huldreich Zwingli gesinnt, der wört-

lich sagt: „Darum nun alle Dinge in Eigenschaft (Privateigentum) kommen sind, so lernen wir, daß wir Sünder sind, und ob wir von Natur nicht wüß wären, so wäre doch die „Eigenschaft“ eine große Sünde genug, daß uns Gott verdammte, denn daß er uns frei giebt, das machen wir eigen.“

Es darf uns nicht Wunder nehmen, daß auch Wiclef, der Reformator Englands, die urchristliche kommunistische Anschauung theilt; selbstverständlich dann auch Guß, als er durch seinen Schüler Johann von Prag, der England besuchte, in die früher von der Hand gewiesenen Schriften Wiclef's eingeführt ward.

Als faktischer Erklärungsgrund aller Erhebungen und Bauernkriege bleibt aber stets übrig nur der soziale Druck und das wirtschaftliche Elend der benachteiligten Volksklassen.

Zanßen in seinem Geschichtswerke: Geschichte des deutschen Volkes seit der Reformation, entwirft von der Zeit kurz vor der Reformation ein liebliches, lachendes Bild; und doch war dieser Abschnitt eine Zeit des wirtschaftlichen Verfalls! Daß Zanßen ganz neue Thatsachen aufgedeckt habe, kann auch nur Jemand behaupten, der nur den alten Kottek oder Becker gelesen, von neueren Geschichtsschreibern dieser Epoche, außer Zanßen, keinen anderen, jedenfalls nicht alle, kennen gelernt hat.

Durchaus unhaltbar ist alles das, was der ultramontane Geschichtsschreiber von der gar so glänzenden Lage der Bauern zu rühmen weiß. Die Belege Zanßen's sind Aeußerungen von niedrigen Segnern der Bauern, und wenn nicht das, so beziehen sie sich auf seltene Ausnahmen und drittens, namentlich wenn sie von Geistlichen herrühren, sind sie verdächtig, weil denen die allgemeine höhere Lebenshaltung des Volkes, namentlich aber die der Bauern ein Gräuel war. Enquêtes, die ihr Material aus Bauernmund geholt hätten, gab es nicht! Man fand es in der Ordnung, daß die höheren Kulturprodukte, fremde Gewürze, Wein, edle Gewebe, Rittern, Fürsten und städtischen Patriziern vielleicht noch zu Gute kämen, nimmermehr aber gönnten die Schreiber jener Notizen alles dies den Bauern!

Die Mode im Kleiden, wie auch in Speis und Trank, ist nach Hering ein soziales Motiv: „Es ist das Bestreben der Abscheidung der höheren Gesellschaftsklassen von den niederen. Die Mode ist die unausgesetzte von Neuem aufgeführte, weil stets von Neuem niedriger gewordene Schranke, durch welche sich die vornehme Welt abzusperrern sucht. Es ist die Hezjagd der Standeseitelkeit, bei der sich ein und dieselbe Erscheinung fortwährend wiederholt: das Bestreben des einen Theiles, einen wenn auch noch so kleinen Vorsprung zu gewinnen, der ihn von seinen Verfolgern trennt; und das des anderen, durch sofortige Annahme der neuen Mode denselben wiederum auszugleichen.“

Es ist so natürlich, daß Jeder sich drängt, die Segnungen der Kultur und des Fortschritts mitzugenießen, nur die Privilegirten wollten dies nicht einsehen; und zwar nicht nur Fürsten und Herren und Geistliche und Stadtpatrizier, sondern auch sonst wohlmeinende Gelehrte. Der berühmte Heinrich Hebel, sowie Sebastian Brant wüthen darüber, daß der Bauer auch Wein trinke, während er doch Jahrhunderte lang nur Wasser gehabt! Die ganze Zeit trägt eine gründliche Verachtung des Bauernstandes zur Schau, kein Dichter, der beste, Hans Sachs, nicht ausgeschlossen, weiß etwas Gutes oder nur Freundliches von ihm zu melden: einem scheußlichen Unthier gleich, wird er geschildert in hunderten von Versen der Schriftsteller der Reformationszeit. Man braucht nur die erste Sammlung von Meisterfingerringen, Predigten, Erzählungen und Fastenachtspielen anzuschlagen, um dem „dummen, rohen thierischen Bauer“ zu begegnen.

Hans Rosenplut bildet hier fast die einzige Ausnahme, der es wagt, einen Lobspruch auf den Bauer zu dichten und doch wohl auch vorzutragen. Vielleicht ging er aus dem Bauernstande hervor, hatte wenigstens bäuerliche Verwandte oder — rechnete mit seinen Gedichten auch auf ein zahlendes bäuerliches Publikum.

So war die gesellschaftliche Stellung der Bauern. Die rechtliche war noch schlimmer.

Die Rechtskonfusion in Deutschland ward durch Einführung des römischen Rechtes, welches jeder Zaunkönig und geistliche oder weltliche Herr nach seinen Interessen durch lateinische Doktoren auslegen und handhaben ließ, eine heillose. Die alten Volksrechte, die ehemals jeder Angehörige der freien Gemeinde kannte, waren längst verweht, und der unwissendste Stand, dem die Bildungsstätten und Mittel am wenigsten zugänglich waren, der Bauer, zog auch hier den Kürzeren, wie überall.

Ferner: Unter den Rechten stand auch das sogenannte Zehderecht immer noch in der Blüthe; die Flachlandbewohner und Bauern sind dabei lediglich sachrechtliche Gegenstände und Faustpfänder, sie büßen für ihre Herren, den Landesfürsten, Abt, Burggraf u. s. w., in deren Schutz oder Leibeigenschaft sie standen. Das war auch ein für den Bauern nicht eben erfreulicher Rechtszustand.

Ferner: Aus dem anfänglichen Schutzverhältnis zu dem Schützer, dem der ehemals freie Bauer sein Land gab — d. h. geben mußte! — um es dann zu Lehn zu nehmen, hatte sich bald überall halbe und ganze Leibeigenschaft ausgebildet, die sonst bloß auf den Einwohnern neu eroberten Landes und auf dem Kriegsgefangenen lastete. Echt freie deutsche Bauern gab es fast nirgends!

Der Gerichtsstand dieser Bauern war nur bei ihrem Lehnsberrn und Schützer, der zugleich Recht spricht und Urtheile vollstreckt; dieser Herr war also kein geeigneter Richter bei Zwist zwischen ihm und dem Bauer!

Anfangs gab der Bauer eine billige Abgabe; mit dem

Berarmen des Adels aber und mit dem wachsenden Luxus der Fürsten wurde die Sache jährlich schlimmer; die Abgabe ward fast willkürlich erhöht und dann mit Gewalt abgedrungen.

Außer dem Lehn- und Schutzherrn muß der Bauer aber auch dem Geistlichen des nächsten Klosters, oder wer sonst den Kultus übt, den Zehnten geben.

Und unter dem Krummstab war schon längst nicht mehr gut wohnen, wie ehemals das Sprichwort sagte. Die geistlichen Herren ließen die Aermsten zinsen, zehnten und frohnden in unmenschlicher Weise; wie kaum die Sklavenhalter Südamerikas ihre Schwarzen, so behandelten die Diener der Religion der Liebe ihre „Brüder in Christo“, das liebe Bauernvolk.

Es ist schier unglaublich, was Alles vom Bauer verlangt wurde! Dreierlei Zehnten; den großen oder Kornzehnten, den kleinen oder Krautzehnten und den Fleisch- oder Blutzehnten vom Vieh. Dazu erforderte die Geistlichkeit noch auf Grund 3. Moses 27, 26 ff. den Levitenzehnten, dann den sogenannten Rutzberzins an Hühnern u. s. w. zu bestimmten Zeiten (Erntezeit, Fastnacht und Martinsfest u. s. w.).

Dazu kommt der Sterbefall. Stirbt der Bauer, so fällt alles oder das Besthaupt an den Lehnsberrn; wir sehen also eine Erbschaftsteuer, die selbst nicht bauernfreundliche Schriftsteller eine „unzulässige Bedrängnis“ nennen, da sie 10, ja bis 30 pZt. des Werthes der Erbschaft betrug.

Neben Geld- und Naturalleistungen bestanden auch noch die zahllosen Frohnden: Hand-, Spann-, Jagd-, Fischerei- und Baudienste. Selten waren nur zwölf Tage im Jahre — so in Oesterreich — zu Herrendienst bestimmt, häufiger zwei Monate (April und Mai) und dann bis Johanni jede Hälfte des Tages. Das waren sogenannte gemessene Frohnden. Da aber der Bauer nicht die Macht hatte, die Herren zum Einhalten derselben zu zwingen, so wurden sie eben auch nicht eingehalten; so klagen die Bauern des Grafen Stadion über „tägliche Dienste und Dienstgeld.“

Schäden, wie Hagelschlag, Ueberschwemmung u. s. w., gelten nicht als Grund, daß der Bauer in dem betreffenden Jahr weniger zinst, ja selbst als die Aler Wiesen und Acker weggerissen hatte, mußten die Bauern des Klosters Mshenheim zinsen für das gar nicht mehr vorhandene Land.

Geistliche und weltliche Herren wetteiferten im Ersinnen neuer Auflagen. Der Zins sollte ursprünglich Bezahlung des Schutzes in Kriegsgefahr sein; aber oft werden noch besondere Kriegs- und Reisesteuern aufgelegt, oft viel mehr als aufging. Legte doch der Pabst der ganzen Christenheit den Türkenpennig auf für Kriege gegen der Kirche Feinde, die gar nicht unternommen wurden.

Und der unermittelte Ritterstand ward zum Raubritterthum; da Bauernschinden ein so ehrliches Handwerk war, so ist nicht zu verwundern, daß es für diese Sport- und Unterhaltungsquelle wurde, Bauern zu berauben.

So heißt es in einem Gedicht, welches Uhlend „Edelmannslehre“ betitelt:

Willst Du Dich ernähren,
Du junger Edelmann,
Folg' Du meinen Lehren,
Sitz' auf und trab' zum Bann!
Halt' Dich zu dem grünen Wald,
Wenn der Bauer ins Holz fährt,
So reiß' ihn gräßlich an.

Erwisch' ihn bei dem Tragen,
Erfren' das Herze Dein,
Nimm ihn, was er habe,
Spann aus die Pferdlein sein.
Sei frisch und dazu unvergagt,
Wenn er kein' Pfennig mehr hat,
So reiß' ihm d' Gurgel ab.

Ich weiß ein'n reichen Bauern,
Auf den hab' ich's gericht,
Ich will ein' Belle lauern,
Wie mir darum geschicht (geschehen mag),
Er hilft mir wohl aus aller Noth! —
Gott grüß' Dich, schönes Jungfräulein,
Und auch Dein Ründlein roth.

Bei solchen Zuständen gab es also keinen Gerichtshof, wo der Bauer hätte sein Recht finden können! Er war thatsächlich rechtslos! Diese Dinge sind seit Zimmermann's Buch über den Bauernkrieg allgemein bekannt, aber von Jahr zu Jahr mehrten sich die geschichtlichen Belege für diese traurigen Thatsachen. Auch Vogt's Buch hat nach dieser Richtung Einiges beigebracht, was sich die Herren Zanßen, Delbrück und Konsorten hinter die Ohren schreiben mögen.

Man kann füglich dem Schluß des verdienstlichen Werkes Vogt's vollkommen zustimmen, daß die kirchliche Reformbewegung durch Luther geradezu die Bauernkatastrophe verschoben und aufgehalten, keineswegs aber geschaffen hat.

Konrad Wittich im Hamburger „Echo“.

Anmerkungen zum Vereinsrecht.

1. Das Anmelden von Versammlungen.

□ Mit Ausnahme des Ländchens Lippe, das gar keine besonderen Bestimmungen über Versammlungen und Vereine besitzt, haben sämtliche deutsche Bundesstaaten ein mehr oder weniger entwickeltes Vereinsrecht, welches öfters recht viel Spielraum für Willkürlichkeiten der Polizeibehörden läßt.

Eine Anzahl kleinerer Staaten hatten bis 1854 gar kein besonderes Vereinsgesetz und begnügten sich mit dem

gewöhnlichen Recht auch gegen den sogenannten Mißbrauch des Vereinsrechtes.

Diesem Uebelstande suchte der deutsche Bundestag abzuhelfen, indem er unterm 13. Juli 1854 einen Bundestagsbeschuß annahm, der für die arbeitende Bevölkerung das Vereinsrecht ganz aufhob. Alle Arbeitervereine und Verbrüderungen, die politische sozialistische oder kommunistische Zwecke verfolgten, sollten aufgelöst und ihre Neubildung verboten werden.

Die Autorität des deutschen Bundes war aber nicht mehr sehr groß. Nur eine Anzahl kleinster Staaten nahmen von dem Bundestagsbeschuß Kenntniß und legten ihm in ihrem Gebiete gesetzliche Geltung bei.*) Heut gilt dieser Beschuß vom 13. Juli 1854 noch in Hessen, Oldenburg, Altenburg, den Schwarzburgischen Ländern, Waldeck, Neufälde Linie und Schaumburg-Lippe.

Von diesen Staaten haben alle mit Ausnahme von Hessen längere Ausführungs-Verordnungen mit Gesetzeskraft erlassen, die besonders auch bestimmen, daß Vereine Statuten einzureichen haben, und daß Versammlungen den Behörden vorher anzuzeigen sind. Nur Hessen entbehrt einer solchen Bestimmung. In Hessen brauchen Vereine und Versammlungen nicht vorher angemeldet zu werden, doch können Vereine und Versammlungen von der Polizei ohne jede Angabe eines Grundes verboten und aufgelöst werden, ohne daß ein Rückgreifen auf richterliches Gehör dabei stattfindet.

In allen anderen Staaten müssen Versammlungen, in welchen öffentliche Angelegenheiten erörtert werden sollen, der Polizei angemeldet werden und muß dies in der Regel 24 Stunden vor dem Zusammentritt der Versammlung erfolgen.

In Württemberg ist eine Anmeldung bei den Behörden nur dann erforderlich, wenn die Versammlung nicht öffentlich bekannt gemacht wird. Die Anzeige ist an keine Frist gebunden und kann unmittelbar vor der Versammlung erfolgen.

Im preussischen Vereinsgesetze ist in § 1 bestimmt:

Von allen Versammlungen, in welchen öffentliche Angelegenheiten erörtert oder beraten werden sollen, hat der Unternehmer mindestens vierundzwanzig Stunden vor dem Beginn der Versammlung unter Angabe des Ortes und der Zeit derselben Anzeige bei der Orts-Polizeibehörde zu machen. Diese Behörde hat darüber sofort eine Bescheinigung zu erteilen.

Die erste Frage, die sich hier erhebt, ist die: „Was ist eine Versammlung?“

Nach der Erklärung bedeutender rechtswissenschaftlicher Schriftsteller ist eine Versammlung eine Vereinigung mehrerer Personen, welche in geordneter Weise unter Vorsitz von Vorstehern, Ordnern und Leitern eine Besprechung halten.

Das preussische Gesetz setzt einen „Unternehmer“ voraus, daraus folgt aber nicht, daß eine ohne besondere Einberufung zusammengekommene Versammlung, die sich Vorsitzende, Ordner oder Leiter wählt oder gefallen läßt und nun eine Besprechung hält, nicht auch als anmeldspflichtig betrachtet werden kann.

Ob die Versammlung öffentlich oder geschlossen ist, ob sie aus eingeladenen Personen besteht, ob sie an einem öffentlichen Orte oder in einer Privatwohnung stattfindet, ist für Anwendung der Anmeldepflicht gleichgültig.

Was ist eine öffentliche Angelegenheit?

Öffentliche Angelegenheiten im Sinne des Vereinsgesetzes sind nicht nur die eigentlichen Staatsinteressen, oder die Angelegenheiten politischen und religiösen Inhaltes, welche die Gesamtheit der Staatsangehörigen betreffen, es können unter Umständen dazu auch solche Angelegenheiten gerechnet werden, die eine vom Staate anerkannte Körperschaft, eine Gemeinde oder eine andere das öffentliche Leben berührende Genossenschaft, z. B. die Kirche, betreffen. (Die Innungen wären hier auch zuzurechnen, da sie ebenfalls vom Staate anerkannte Körperschaften sind.) Außerdem sind öffentliche Angelegenheiten nicht nur solche, bei welchen es sich um die Gegenwart handelt, sondern auch geschichtliche Abhandlungen, z. B. über die Wirkung des Christenthums im Gegensatz zu der humanistischen liberalen Richtung.

Der Zweck der sittlichen und materiellen Hebung des Arbeiterstandes ist als eine öffentliche Angelegenheit anzusehen, wenn darauf abgezielt wird, den Arbeiterstand als solchen als soziale Einrichtung im Verhältnis zu und gegenüber den anderen Ständen zu heben.

Daß eine Angelegenheit zugleich Privat-Interessen berührt, schließt nicht aus, daß sie eine öffentliche Angelegenheit sein kann.

Der Gesetzgeber hat mit Absicht es vermieden, eine Erklärung des Begriffes „öffentliche Angelegenheit“ zu geben. Es ist das im Sinne unserer heutigen Gesetzgebung, die neben dem sachbaren Wortlaut eines Gesetzes noch einen unsachbaren „Geist der Gesetzgebung“ kennt, von dem man sagen kann, er sei der Herren eigener Geist, in dem die Straßthat sich spiegelt, der bald solch ein Bild, bald ein anderes zurückwirft, wie sich die schwankende Tagesmeinung wendet. Das Vereinsgesetz ist ohne Zweifel ein Gesetz, das im Interesse der herrschenden Parteien gegen die widerstrebenden Parteien erlassen ist. Es soll die Stellung der herrschenden Parteien stärken, nicht den widerstrebenden nützen. Deshalb wird besonders in Zeiten der Reaktion, wie heute, der „Geist der Gesetzgebung“ häufig die Straßthaten finden, wo sie früher nicht gefunden wurden.

*) Bundestagsbeschlüsse hatten nur dann und soweit eine Gültigkeit als sie von den einzelnen Regierungen ausdrücklich anerkannt und veröffentlicht wurden.

Ganz besonders der Begriff „öffentliche Angelegenheit“ muß seiner Unbestimmbarkeit wegen zu den kühnsten Auslegungen verleiteten.

Privat-Angelegenheiten, die den Gegensatz zu den öffentlichen Angelegenheiten bilden, sind ohne Zweifel solche, die sich auf ganz bestimmte Verhältnisse Einzelner zu Einzelnen beziehen. Ist nun die Summe einer Anzahl solcher Privatangelegenheiten auch noch eine Privatangelegenheit? Diese Frage muß gestellt werden, wenn es sich um die Angelegenheit des Ordens der Arbeitsbedingungen in einer Gewerkschaft durch gemeinsame Thätigkeit der Unternehmer einerseits und der Arbeiter andererseits handelt? Mit anderen Worten: sind die Handlungen und Verhandlungen von Arbeiterversammlungen, Lohnkommissionen oder dergleichen, die sich auf Aufbesserung der Löhne in einer bestimmten Gewerkschaft oder auf Verkürzung der Arbeitszeit beziehen, öffentliche Angelegenheiten oder private Angelegenheiten?

Ohne Zweifel sind die Verhandlungen zwischen einem Unternehmer und seinem Arbeiter reine Privatangelegenheiten. Wenn nun aber alle Arbeiter eines Ortes mit allen Unternehmern an demselben gleichzeitig verhandeln, ist dann diese Summe von Verhandlungen eine öffentliche Angelegenheit geworden?

Bis ganz vor Kurzem war diese Frage mit Entschiedenheit zu verneinen, die Summe blieb Privatangelegenheit. Es war darüber eigentlich gar kein Streit. Seit Erlaß der Reichsgewerbeordnung im Jahre 1869 hat man die Thätigkeit der Gewerbetreibenden, sich günstige Lohn- und Arbeitsbedingungen zu sichern, wenn dabei weder der Staat, noch die Gemeinde, noch irgend eine Körperschaft in ihren Einrichtungen berührt wurde, als lediglich private Angelegenheiten betrachtet. Heute ist es anders geworden. Es ist von den Behörden der Versuch gemacht, diese Frage der gewerkschaftlichen Regelung der Arbeitsbedingungen als öffentliche Angelegenheit zu betrachten und zu behandeln.

Der Versuch dazu trat gleichzeitig in Preußen, Sachsen und Hamburg auf.

In Hamburg ist der Versuch vorläufig gescheitert. In dem Prozeß gegen Wolf und Genossen wurde am 2. November v. J. durch Erkenntniß der Strafkammer II des Landgerichts zu Hamburg in zweiter Instanz die Staatsanwaltschaft dahin beschieden, daß die sich auf die bestehenden Lohn- und Arbeitsbedingungen an einem bestimmten Ort beziehenden Erörterungen und Handlungen, wie Streikunterstützungen u. s. w., Privatangelegenheiten sind und bleiben, auch wenn es sich nicht um die Unterstützung eines einzelnen Feierenden, sondern um eine größere oder geringere Mehrzahl handelt. Die Hamburger Staatsanwaltschaft beruhigte sich bei diesem Erkenntniß.

In Sachsen nahm die Sache einen anderen Verlauf bis jetzt. Es ist dort in zwei Instanzen zu Ungunsten der Arbeiter entschieden, indem eine Lohnkommission bestraft ist, da sie sich mit anderen Vereinen in Verbindung gesetzt hat, obgleich ihre Thätigkeit sich auf öffentliche Angelegenheiten bezog.

Die Erkenntnisse werden leider der Öffentlichkeit vorenthalten, es ist also nicht ersichtlich, ob die Thätigkeit dieser Kommission sich wirklich nur, wie die von Wolf und Genossen, ausschließlich auf Lohn- und Arbeitsbedingungen bezogen hat, oder ob man sich nicht vielleicht doch hat verleiten lassen, auch andere entschieden öffentliche Angelegenheiten anzurühren. Der Fall giebt also kein Material zur Klärung der Frage.

In Berlin ist die Lohnkommission der Maurer, deren Thätigkeit sich ganz und ausschließlich auf die Lohn- und Arbeitsbedingungen bezieht, vom Polizeipräsidenten aufgefordert, nach § 2 des preussischen Vereinsgesetzes Statuten einzureichen.

Dies braucht nur zu geschehen, wenn sie eine Einwirkung auf öffentliche Angelegenheiten bezweckt, und wenn sie ein Verein ist.

Die Kommission, oder vielmehr das betreffende angegangene Kommissionsmitglied, hat zuerst den Weg der Beschwerde beschritten und ist vom Herrn Minister auf den Rechtsweg verwiesen. Es wurde also der Verfügung des Polizeipräsidenten keine Folge gegeben und wurde dann von ihm ein Strafmandat erlassen, gegen das Widerspruch erhoben ist. Vielleicht kommt hier die Frage, ob die sogenannten Streilangelegenheiten öffentliche Angelegenheiten sind, zum endgültigen Entscheid vor dem Kammergericht zu Berlin.

Bis dahin müssen wir diese Frage als in der Schwebe befindlich ansehen.

Was heißt eine Angelegenheit „erörtern“?

Erörtern heißt erklären, ergründen, erläutern, auseinandersetzen.

Es ist nicht erforderlich, daß die Erörterung erschöpfend, daß sie prüfend und abwägend sei, daß sie von einer eigenen Meinungsäußerung begleitet wird. Jeder Versuch, einen Gegenstand auseinanderzusetzen, ihn zum Verständniß der Zuhörer zu bringen, ist eine Erörterung.

Die Anmeldung der Versammlung muß schon dann erfolgen, wenn die Absicht, öffentliche Angelegenheiten zu erörtern, durch Anzeigen oder sonstwie zur Erscheinung gekommen ist, und ist in Preußen der Unternehmer auch dann strafbar, wenn trotzdem vorher die Absicht dazu vorlag, doch in der Versammlung wirklich öffentliche Angelegenheiten nicht verhandelt sind, falls die Anzeige unterblieben ist.

Hieraus ist folgende Lehre zu ziehen:

Ist in der Einladung zu einer Versammlung darauf hingewiesen, daß eine öffentliche Angelegenheit erörtert werden soll, die Anmeldung der Versammlung ist aber

gar nicht, oder nicht rechtzeitig erfolgt, so genügt es nicht, daß nun die Versammlung doch stattfindet, aber es unterläßt, öffentliche Angelegenheiten zu erörtern, sie darf gar nicht eröffnet werden.

So gilt es in Preußen.

In Sachsen ist das Gesetz strenger. Es lautet der § 2:

Die Zusammenberufung von Versammlungen, in welchen u. s. w., sonst fast wörtlich so wie im preussischen Gesetz.

Durch ein Urtheil, das in neuester Zeit vom Dresdener Oberlandesgericht in letzter Instanz ergangen ist, das aber auch noch nicht veröffentlicht ist, also sich nicht genau übersehen läßt, ist der säumige Unternehmer auch dann strafbar, wenn die Versammlung gar nicht stattgefunden hat, falls er nicht 24 Stunden vor der beabsichtigten Eröffnung derselben unzweideutig zu erkennen giebt (etwa durch Widerruf der Anzeige), daß er die Absicht, die Versammlung abzuhalten, aufgegeben hat.

Daß diese Härte irgend einen Zweck hat, ist uns nicht ersichtlich. Hier scheint einmal der Buchstabe über den sonst so gern herangezogenen „Geist der Gesetzgebung“ den Sieg zu behalten.

Die übrigen Bestimmungen des preussischen Gesetzes über die Anmeldung der Versammlungen sind ohne Weiteres klar. Man hat bei der Anmeldung darauf zu sehen, daß sie auch wirklich rechtzeitig in die Hände der Polizeibehörde kommt, wofür die Postbestellung nicht immer ausreichende Gewähr giebt, dann, daß die Anmeldung vollständig ist, das Versammlungs-Lokal genau bezeichnet, Datum und Uhrzeit des Beginnes der Versammlung enthält, auch vom Unternehmer leserlich unterschrieben ist, in größeren Orten mit Angabe der Wohnung.

Die Polizei ist verpflichtet, die Anmeldung jederzeit, auch außerhalb der üblichen Dienststunden in Empfang zu nehmen und die Bescheinigung **Zug um Zug** „sofort“ zu erteilen.

Dagegen wird von den unteren Polizeibeamten oft sehr stark gefehlt. Es wird die Ertheilung der Bescheinigung oft unter allerlei nichtigen Einreden und Ausflüchten hingezögert und den Anmeldenden unnütze Laufereien gemacht. Das braucht man sich nicht gefallen zu lassen. Eine Beschwerde an die vorgesetzte Behörde wird immer sofort Abhilfe schaffen.

Der Zweck der Versammlung, wer als Redner auftritt oder andere Umstände über dieselbe braucht in Preußen der Polizei nicht angegeben zu werden. Man kann da jede weitere Auskunft verweigern, wenn man dazu glaubt einen Grund zu haben.

In einigen anderen Staaten ist die Angabe des Zweckes der Versammlung in der Anmeldung Vorschrift, wie in Bayern, Sachsen, Anhalt, Neufälde, Hamburg.

Auf einige andere Bestimmungen, wie sie in Braunschweig, Anhalt und anderen Orten in Betreff der Personen bestehen, die eine Versammlung anmelden, gehen wir hier nicht weiter ein, da bei der Kleinheit der betreffenden Gebiete die Sache nicht von Wichtigkeit ist.

Anmeldeformular.

a) Für Preußen.

Ich zeige hiermit an, daß am . . . ten 18 Uhr (V. oder N.M.) im Lokale des Herrn Straße Nr. eine Versammlung stattfinden wird, und bitte um die Bescheinigung hierüber nach § 1 des Gesetzes vom 11. März 1850.

(Ort) (Datum)

(Unterschrift)

(Wohnung)

b) Für Sachsen, Baiern u.

Ich zeige hiermit an, daß am . . . ten 18 Uhr (V. oder N.M.) im Lokale des Herrn Straße Nr. eine Versammlung zum Zweck (z. B. Berathung über Lohnangelegenheiten der Maurer) stattfinden wird, und bitte um die gesetzliche Bescheinigung.

(Ort) (Datum)

(Unterschrift)

(Wohnung)

Schluß.

Im ganzen und großen sind die „Bourgeois“, welche sich während der Wirren der Umwälzungsjahre an den herrenlos gewordenen Gütern des Adels und der Geistlichkeit bereicherten, geblieben, was sie waren; die Feder aber hat die Masse des Volkes zu bejahen, welche nur den Meister gewechselt hat; an die Stelle des Feudalherrn ist der „Schlotjunker“ getreten, um es mit einem Worte auszudrücken. * Kreuzzeitung.

Je mehr die Vermischung des Geburtsadels mit dem Börseadel fortschreitet, desto unlöslicher muß sie werden. Schon heute ist die Sache zur Gewohnheit geworden; alle Welt hat sich damit abgefunden; selbst der innere Widerwillen hat aufgehört. Es kommen eben Fälle vor, die auch im „Moralischen“ schon eine bedenkliche Annäherung an die Denkweise der Börse zeigen. Vor nicht langer Zeit mußte sich ein Legitimist vom reinsten Wasser — noch dazu ein persönlicher Freund des Herzogs von Doudeauville — auf falschem Spiel ertappen lassen. Die Angelegenheit wurde vertuscht, aber sie war bekannt geworden, das nöthigte manche Rücksicht auf. Der Betroffene hatte 20 000 Frs. Einkommen, er brauchte aber 100 000 Frs. Wo sollte er sie hernehmen? Er spielte falsch . . . es kommen noch schlimmere Dinge vor . . . wir gehen darüber hinweg . . . Gerade deshalb aber ist die größte Rücksicht guter Ton geworden. Man weiß alles Mögliche, aber man schweigt und thut, als wenn man unschuldig wäre, wie ein neugeborenes Kind, weil andere Leute auch manches wissen oder doch wissen könnten. Das läßt sich nicht immer übersehen. In Paris wimmelt es von privaten Auskunftsstellen aller Art. Aber kann behaupten, daß man ihm nicht nachspürt, über sein Leben Buch führt, um dieses Buch bei Gelegenheit auf den Tisch zu legen und zu sagen: Ist. Wenn nur der Schein gewahrt werden kann; das ist das Geheimniß des Ganzen. Mehr verlangt man nicht. Denn um keinen Preis will man in seinem Vergnügen gestört sein. Um den Lebensgenuß dreht sich nicht nur viel, sondern buchstäblich alles in dieser Welt, die theils mit ihrer Bornehmtheit handelt, theils dieselbe kauft . . . Genug, daß fast die gesamte vornehme Gesellschaft mit ihren historischen Namen

überall verkehrt, wo sie „standesgemäß“ aufgenommen wird; das ist die einzige Bedingung; an dieser aber hält man unerbittlich fest. Geld muß der Jobber haben, dem man die „Ehre“ erweist. Hat er morgen keines mehr, so ist er vergessen. Wenn man den Herren sagt, daß sie bei einem Gauner zu Mittag speisen, so erwidern sie lächelnd, das sei ihnen bekannt, hindere sie aber nicht, das Fest selber reizend zu finden u. s. w. Warum sollten sie sich auch daran hindern lassen? Auch nach dem 10. August 1792, ja selbst nach den Septembertagen, hat man ja in Paris . . . sich vortrefflich unterhalten, mit dem Unterschiede allerdings, daß man damals „unter sich“ war, während der „Tanz auf dem Vulkan“ heute von der ganzen Bürgerschaft mit getanzt wird. Das Ende wird, wie Drumont meint, dasselbe sein. Das scheint uns nicht zu stimmen. Der Sturz der Bevorrechteten konnte etwas Tragisches haben, hat es in vielen Fällen auch gehabt; die bloße Eitelkeit und das nichtige Wesen können gar nicht „stürzen“, sie verschwinden, ohne daß sich irgend ein Bedauern daran knüpft.

Kreuzzeitung, 25. Januar.

Preklakaien.

Es ist eine alte Wahrheit, daß eine Ueberfülle von Macht das Selbstbewußtsein zu einer krankhaften Entartung emportreibt. Neu aber ist es, daß Leute diesen Größenwahn geradezu künstlich zu erzeugen sich bemühen, wo er vielleicht noch nicht vorhanden ist.

Die Kartell- und Reptilienpresse bringt auch das fertig und bis zu welchem Servilismus sie sich bei diesem Beginnen mitunter erniedrigt, das mögen folgende Ausführungen zeigen, mit welchen die freikonservative „Post“ das Fernbleiben Bismarck's von der Gesandten-Debatte zu rechtfertigen sucht. Es heißt da:

„Es zeugt von charakteristischer Selbstüberhebung und von einem vollständigen Verkennen der Größe unseres Reichstanzlers, anzunehmen, daß dieser sich herablassen müsse, falls er sich nicht für geschlagen bekennen wolle, jedem beliebigen Obskuranten, der sich in dreister Weise an ihn herangebrängt, in der Hoffnung, bei der Gelegenheit auch mitzugehen zu werden, Rede und Antwort zu stehen. Die Franzosen haben ein Sprichwort, wonach es auch dem kleinsten Wesen gestattet ist, den vorüberziehenden Bischof zu betrachten; dies mögen auch die unbekannteren Größen . . . dem Reichstanzler gegenüber thun, und dieser wird, wenn es ihm gerade aus eigenen Gründen paßt, wohl auch einen Blick auf sie werfen; aber wenn sie annehmen, daß derselbe irgendwie verpflichtet sei, ihre dreisten Blide zu beachten und ihre ungehörigen Anreden zu beantworten, so befinden sie sich in einem großen Irrthum, was ihnen hiermit gesagt sein möge! Die Klust, welche den Fürsten Bismarck von den Pygmäen . . . trennt, ist eine solche, daß alle Pfeile, welche von jenseits des Grabens gegen ihn geschleudert werden, lange, ehe sie die andere Seite des Grabens erreicht haben, herniederfallen, ohne demjenigen, gegen den sie in böswilliger Absicht gerichtet sind, auch nur den geringsten Schaden zufügen können.“

Wetter kann ein „Organ der öffentlichen Meinung“ die Selbstentmannung wohl nicht treiben!

Arbeiterversicherung, Gewerkschaftliches.

Tapezirkongreß. Am 28. Februar d. J. findet in Dresden im Restaurant „zur bayrischen Krone“ am Neumarkt ein

„Allgemeiner deutscher Tapezirkongreß“ statt. Als vorläufige Tagesordnung ist das Thema: „Wie schaffen wir eine stramme Organisation?“ aufgestellt. Von anderer Seite ist dafür folgende detaillierte Tagesordnung vorge schlagen: 1. Wie schaffen wir Organisationen. — 2. Zentrale oder lokale Organisation. — 3. Lohnsystem und Ueberstundenarbeit. — 4. Lohnbewegung in unserem Gewerbe. — 5. Arbeitsnachweis und Unterstützungswesen. — 6. Organfrage.

Krankenkassen und Maskenbälle. Das Berliner Polizeipräsidium hatte kürzlich der allgemeinen Kranken- und Sterbekasse der Metallarbeiter die Genehmigung zu einem Maskenball verweigert, weil durch solche Vorstellungen der Rahmen, innerhalb dessen der Wirkungskreis der Kasse liegt, überschritten werden soll.

Nun ist aber eine polizeiliche Genehmigung nur nötig, wenn es sich um eine „öffentliche Lustbarkeit“ handelt, keineswegs aber dann, wenn Lustbarkeiten von Privat- oder sogenannten geschlossenen Gesellschaften gegen Erhebung eines Eintrittsgeldes veranstaltet werden. Nur wenn der Zutritt gegen Eintrittsgeld auch Fremden freisteht, welche nicht zugleich Gäste sind, ist die Lustbarkeit eine öffentliche und eine polizeiliche Erlaubnis erforderlich.

Die Kranken- und Sterbekasse ist hiernach berechtigt, für ihre Mitglieder und etwaigen Gäste ohne polizeiliche Genehmigung einen Maskenball abzuhalten, obgleich auch in diesem Falle der Rahmen überschritten wird, innerhalb dessen der Wirkungskreis der Kasse liegt. Dieser Wirkungskreis hat auch mit einer gelegentlichen Festlichkeit gar nichts zu schaffen und der angegebene Verfassungsgrund der Behörde erscheint durchaus hinfällig.

Der Berliner Steinmetzenstreik dauert unverändert fort. Adresse: Joseph Jesch, Melanckthonsstr. 5, Hof r. 1 Tr.

Die Sperre in den Hamburger Eisengiehereien dauert fort. Von Seiten der Arbeitgeber wird alles aufgeboten, den Sieg davonzutragen. Der Zuzug ist unbedingt fernzuhalten. Alle Anfragen richtet man an L. Estelsson, Paulstraße Nr. 40.

Der Formerstreik bei Bolze u. Co. in Braunschweig ist jetzt bereits in den vierten Monat getreten. Von den 34 Formern sind 7 abgereist. Vom Streik zurückgetreten ist noch Keiner. Die Aussperrung der andern Former währt auch bereits unverändert seit Mitte Dezember. — Adresse: Heinrich Golla, Braunschweig, Wendenstraße 53, „Stadt Lüneburg“.

Der Berliner Metallarbeiterverein zählt jetzt bereits 1050 Mitglieder.

Bereine und Versammlungen.

Ueber Wohnungsnoth und Miethsteuer wollte der Abg. Singer am 14. d. M. in Berlin sprechen, in letzter Stunde zog aber der Wirth (Kongertpark Ostend, Frankfurter Allee 72-73) sein Lokal zurück.

Eine imposante von ca. 3000 Maurern besuchte Versammlung fand am Dienstag, den 5. d. M., unter Leitung des Herrn Bod in Berlin in der „Tonhalle“, Friedrichstr. 112, statt. Die Tagesordnung war: „Die Stimmung zur Einigungsfrage unter den Maurern Deutschlands“. Es sprachen die Herren Fiedler, Weise, Blaurock, Scheel, Bock, Grothmann, Bernau, Heinze.

Schließlich gelangte eine die Einigung freudig begrüßende Resolution zur einstimmigen Annahme.

Eine öffentliche Versammlung der Buchbinder und verwandten Berufsgenossen tagte am Mittwoch voriger Woche in Berlin in Scheffer's Salon, Inselstr. 10, unter Vorsitz des Herrn Rich, um zu der am 23. Januar in Scheffer's Salon gefassten Resolution Stellung zu nehmen. Nach langen und erregten Debatten wurde schließlich folgende Resolution angenommen: „Die heutige Versammlung erklärt, in eine Bewegung für Lokalorganisation nicht eintreten zu wollen, sondern den Unterstützungsverband der Buchbinder in Deutschland hochzuhalten und zu kräftigen. Die Anwesenden erklären zu diesem Zwecke sich dem hier bestehenden Fachverein der Buchbinder und verw. Berufsgenossen anzuschließen.“

— **Verband deutscher Zimmerleute.** Lokalverband Berlin Nord und Umgegend. Montag, 18. d. M., Generalversammlung in Köllner's Restaurant, Alte Hochstraße 32a. Anträge zum diesjährigen Handwerkertage. Kandidaten-Aufstellung.

— **Freie Vereinigung und Fachgenossen der Maurer** Berlins. Sonntag, den 17. d. M., Vormittags 10¹/₂ Uhr, Bülowstr. 37, Versammlung. Tagesordnung sehr wichtig.

— **Freie Vereinigung der Lohrgerber und Lederzurichter** Berlins. Sonntag, den 17. d. M., Vorm. 10¹/₂ Uhr, bei Robert, Weinstraße 11, Versammlung.

— **Interessenverein der Tischler.** Sonntag, 17. d. M., Vorm. 10¹/₂ Uhr, Kralbertstr. 21, Versammlung.

— **Freie Vereinigung der Zuschneider, Borrichter und Stepper.** Heute Sonnabend, den 16. d. M.: Alte Jakobstraße 83 bei Meyer: Familienabend. Gäste, Damen und Herren willkommen. Entree frei. Anfang 9 Uhr.

— **Verein zur Wahrung der Interessen der Klavierarbeiter und verw. Berufsgenossen.** Versammlung am Montag, den 18. Februar, Abends 8¹/₂ Uhr, Kommandantenstr. Nr. 77-79 (Gratweil'sche Bierhallen).

— **Fachverein der Marmor- und Granitarbeiter.** Versammlung am Sonntag, den 17. d. M., Vormittags 10¹/₂ Uhr, in Deigmüller's Lokal, Alte Jakobstr. 48a.

— **Kranken- und Begräbniskasse des Vereins sämtlicher Berufsclassen (G. S. 21).** Berlin 3. Versammlung am Sonnabend, den 16. d. M., Abends 8 Uhr, Brunnenstraße 38. — **Filiale 4.** Versammlung am 16. d. M., Abds. 8 Uhr, Flottwellstr. 5, bei Bartelt. Aufnahme neuer Mitglieder daselbst und beim Kassirer M. Zeißig, Hornstr. 16.

— **Gärtler und Bronceur-Krankenkasse (G. S. 60).** Sonntag, den 17. d. M., Vorm. 10 Uhr, in Baumbach's Kasino, Prinzenstr. 94. Ordentl. Generalversammlung lt. § 29 d. Statuts.

— **Vereinigung der Drechsler Deutschlands (Ortsverwaltung Berlin III.)** Versammlung am Montag, 18. d. M., Abends 8¹/₂ Uhr, bei Guadt, Brunnenstr. 38. Bekanntlich freizeiten in Hannover-Linden 115 Knopfarbeiter. Näheres hierüber wird in der Versammlung bekannt gemacht.

— **Verein zur Wahrung der Interessen der Berliner Dachdecker.** Sonntag, den 17. d. M., Vormittags 10¹/₂ Uhr, Al. Markusstr. 10, Versammlung. Tagesordnung: Lohnfrage, Diskussion, Verschiedenes.

— **Allgemeine Kranken- und Sterbekasse der Metallarbeiter (G. S. 29, Hamburg).** Filiale Berlin 5. Sonnabend, den 16. Februar, Abds. 9 Uhr, bei Ackermann, Lothringersstraße 81. Versammlung. Tagesordnung: Kassenbericht, Verschiedenes.

— **Freireligiöse Gemeinde, Rosenthalerstr. 38.** Sonntag den 17. d. M., Vormittags 10 Uhr, Vortrag des Herrn Dr. Spazier über „Nichte's Reden an die deutsche Nation“. Damen und Herren als Gäste sehr willkommen. — **Montag, d. 18., Abends 8¹/₂ Uhr,** eben daselbst beschließende Gemeindeversammlung: Ordner- und Sclberwahl, Kassenbericht, Verschiedenes.

Paris. Der französische Präsident hat eine jährliche „Civilliste“ von 1 600 000 Franks; der französische Kammerpräsident bezieht 100 000 Franks jährlich. Ebenso viel wie letzterer bezieht, wenn wir nicht irren, der Präsident der Vereinigten Staaten.

Cigarren u. Tabake

reichhaltiges Lager von **C. Klein.** 15. Nitterstraße 15. Daselbst Zahlstelle der Gärtnern-Bronceur (G. S. 60.)

Restaurant Rud. Wendt 116 Dresdenerstrasse 116 zwischen Oranienplatz u. Buxowerstr. Vorzügliches Weiß- und Bairisch-Bier. Speisen in großer Auswahl. Arbeitsnachweis für Tischler, Schlosser, Maler, Drechsler und Buchbinder. Billard und Stegelbahn zur Verfügung.

Allen Arbeitern, Freunden u. Genossen empfehle mein **Weiß- und Bayerisch-Bier-Lokal** nebst Frühstück- und Abendtisch. **F. Voss,** Rathenowerstr. 99.

Quittungsmarken & Kautschukstempel-Fabrik von **Conrad Müller** Schkeuditz-Leipzig empfiehlt sich allen Arbeitervereinen, Krankenkassen u. s. w. Ausführung sauber und schnell. Preislisten gratis und franko.

Arbeitsnachweis für Tischler. Der vom Fachverein der Tischler begründete Arbeitsnachweis befindet sich vom 1. Februar ab **Dresdenerstraße 116,** im Restaurant Wendt. Die Arbeitsvermittlung geschieht für Meister und Gesellen (auch Nichtmitglieder des Vereins) unentgeltlich. Die Adressenausgabe erfolgt an Wochentagen von 8¹/₂ bis 10 Uhr Abends, Sonntags von 9 bis 11 Uhr Vormittags. Da sich die vier Kassirer der „Ortskrankenkasse der Tischler und Pianofortearbeiter Berlins“ verpflichtet haben, sich ihrerseits jeder Adressenausgabe zu enthalten, ersuchen wir, nur den obengenannten **Arbeitsnachweis** zu benutzen. Der Vorstand.

Möbel-, Spiegel- u. Polsterwaaren-Magazin

von **Julius Apelt, Sebastianstraße 27-28.** Reelle Waare. Prompte Bedienung. [47]

Die von Mitgliedern des Fachvereins gegründete **Produktiv- und Rohstoff-Genossenschaft der Schneider zu Berlin (E. G.)** 30 Zimmerstrasse 30 empfiehlt sich einem geehrten Publikum zur Anfertigung von Herren-Garderoben jeder Art. Reichliche Auswahl in- und ausländischer Stoffe. Reelle Bedienung, guten Sitz, solide Preise garantiert der Vorstand. Gleichzeitig machen wir auf unser reichhaltiges Lager: Frühjahr- und Sommerpaletots, aufmerksam. Um zu räumen herabgesetzte Preise! [48]

Gold- und Silberwaaren zu Fabrikpreisen.

Grosse Auswahl goldener Ketten, Armbänder, Krenze, Medaillons, Broches und Ohrringe, sowie in Golddoublet und Silber. Spezialität: **Fabrik massiver Ringe, Lager in goldenen Damen-Uhren, Korallen, Granaten und Silbersachen.** Korallenschnüre in den schönsten Farben und grosser Auswahl bei billigster Preisberechnung. Trauringe à Ducaten 11 Mk. Eigene Werkstatt für Neuarbeiten und Reparaturen. **Aug. Schulze, Goldarbeiter** BERLIN, 35. Kommandantenstr. 35, 1 Treppe. [49]

Bebel u. Liebknecht auf einem Bilde. Preis 50 Pf. Wiederverkäufeln Rabatt. Zu haben bei **H. Kohlhardt, Brandenburgstr. 56.**

Zu beziehen Zimmerstraße 44:

Internationale Bibliothek

Von der Internationalen Bibliothek liegt nunmehr die 1. Serie komplet vor. Sie besteht aus folgenden 7 Bänden: **Die Darwin'sche Theorie.** Von Dr. Edw. Aveling. Broschirt M. 1.50. Gebunden M. 2.—. **Karl Marx' Oekonomische Lehren.** Gemeinverständlich dargestellt und erläutert von Karl Kautsky. Broschirt M. 1.50. Geb. M. 2.—. **Welt schöpfung und Weltuntergang.** Die Entwicklung von Himmel und Erde vom Standpunkte der Naturwissenschaften dargestellt von Oswald Köhler. — Broschirt M. 2.—. Geb. M. 2.50. **Die ländliche Arbeiterfrage.** Nach dem Russischen des Rabinkow. Broschirt M. 1.—. Geb. M. 1.50. **Thomas More und seine Utopie.** Mit einer historischen Einleitung von Karl Kautsky. Broschirt M. 2.—. Geb. M. 2.50. **Charles Fourier, sein Leben und seine Theorien.** Von August Bebel. Broschirt M. 2.—. Geb. M. 2.50. **Das moderne Elend u. die moderne Ueberdöckerung.** Zur Kenntniss unserer sozialen Entwicklung. Von Max Schippel. Broschirt M. 1.50. Geb. M. 2.—. Die II. Serie ist mit einem reich illustrierten Werke von W. Bloss, **Die französische Revolution,** volkstümliche Darstellung der Ereignisse und Zustände in Frankreich von 1789 bis 1804 eröffnet worden. Die Lieferungshefte (32 Seiten gr. Oktav in Umschlag à 20 Pf.) sind Zimmerstr. 44 zu haben.

Verantwortungsvoll **J. H. W. Dietz Verlag** in Stuttgart.

Cigarren u. Tabake

reichhaltiges Lager, empfiehlt **E. Wilschke,** Junkerstr. 1, Ecke d. Markgrafenstr. [39]